



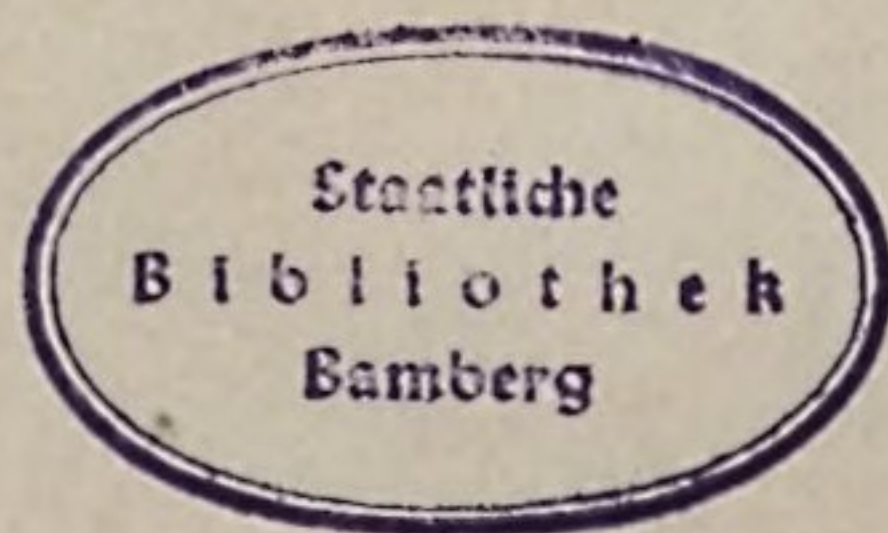
INTERNATIONALE
WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK

G 46 IV.

Pol. o. 120^a

INTERNATIONALE
WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

IV. BAND.



DER
URSPRUNG DER NATIONEN.

BETRACHTUNGEN

ÜBER DEN
EINFLUSS DER NATÜRLICHEN ZUCHTWAHL
UND DER VERERBUNG AUF DIE BILDUNG
POLITISCHER GEMEINWESEN.

VON
WALTER BAGEHÖT.

AUTORISIRTE AUSGABE.



LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1874.

G m 71

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



VORWORT DES HERAUSGEBERS.

Die nachstehenden Abhandlungen Bagehot's sind aus Essays entstanden, welche der Verfasser zuvor einzeln veröffentlicht hatte und nun gesammelt herausgegeben hat. Es sind infolge dessen hier und da Wiederholungen stehen geblieben, welche bei der deutschen Ausgabe, wenigstens an den auffallendsten Stellen ausgeschieden worden sind. Im übrigen haben der Uebersetzer sowol wie der Herausgeber sich bemüht, den eigenthümlichen Charakter der Bagehot'schen Sprech- und Ausdrucksweise möglichst getreu wiederzugeben, und sie hoffen, dass es ihnen gelungen sei, diese Aufgabe mit den Anforderungen der deutschen Sprache in Einklang zu bringen.

Wir sind in Deutschland noch sehr wenig an derartige Untersuchungen gewöhnt, wie sie von dem Verfasser hier geboten werden. Sie sind aus dem Bestreben entstanden, Probleme der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, für welche es an historischen Documenten fehlt, durch eine der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode nachgeahmte

Betrachtungsweise dem Verständniss näherzubringen. Wie der Geologe aus den Ueberresten früherer Zustände unserer Erdrinde die Geschichte der Veränderungen ableitet, welche dieselbe erlitten hat, so versuchen Taylor, Lubbock, Bagehot u. a. aus dem, was in den Anfängen historischer Ueberlieferung der Culturvölker thatsächlich vorhanden war, oder was noch jetzt bei wilden Völkerschaften beobachtet wird, ein Bild zu entwerfen, wie diese Zustände sich entwickelt haben oder doch wenigstens entwickelt haben könnten. Es lässt sich nicht leugnen, dass bei der Dürftigkeit der thatsächlichen Unterlagen für die Untersuchung die Schlüsse oft willkürlich gezogen werden müssen. Aber doch wird niemand verkennen, dass solche Untersuchungen eines grossen Reizes nicht entbehren, und dass man dem Verfasser selbst da mit hohem Vergnügen folgen kann, wo man vielleicht mit den Schlüssen, welche er zieht, nicht ganz einverstanden sein sollte. Die Wissenschaft, welche er behandelt, befindet sich noch in ihren Anfängen, aber dass sie in Angriff genommen worden, das kann man ihm und andern, welche Aehnliches unternommen haben, nur danken.

ERLANGEN, 7. Februar 1874.

I. ROSENTHAL.

I N H A L T.

ERSTES BUCH.

	Seite
Das vorbereitende Zeitalter	1

ZWEITES BUCH.

Der Nutzen des Kampfes	49
----------------------------------	----

DRITTES BUCH.

Wie Nationen entstehen. I.	93
------------------------------------	----

VIERTES BUCH.

Wie Nationen entstehen. II.	129
-------------------------------------	-----

FÜNFTES BUCH.

Das Zeitalter der Erörterungen	178
--	-----

SECHSTES BUCH.

Fortschritte, welche, vom socialpolitischen Standpunkt betrachtet, beweisbar sind	233
--	-----

ERSTES BUCH.

Das vorbereitende Zeitalter.

I.

Eine Eigenthümlichkeit unsers Zeitalters ist die plötzliche Erweiterung unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniss. Es gibt kaum einen Zweig der Wissenschaft oder Kunst, der nicht seit funfzig Jahren ganz oder doch fast ganz umgeformt worden wäre. Eine neue Welt der Erfindungen — der Eisenbahnen und Telegraphen — ist um uns erstanden, die wir sehen müssen, ob wir wollen oder nicht; eine neue Welt der Ideen erfüllt die Luft und bewegt uns, trotzdem wir sie nicht sehen. Eine ausführliche Schätzung dieser Kräfte würde ein umfangreiches Buch erfordern, das ich nach meiner Ueberzeugung nicht schreiben könnte; aber ich denke in wenigen Blättern nutzbringend darstellen zu können, wie in einigen hervorragenden Punkten die neuen Ideen zwei alte Wissenschaften, die Staatswissenschaft und Volkswirthschaft, umgeformt ha-

ben. Selbst in diesen Punkten sind meine Vorstellungen noch unvollkommen, denn der Gegenstand ist neu; aber jedenfalls werde ich einige Folgerungen aufstellen und auf diese Weise zeigen, was gefordert wird, wenn ich auch die Aufgabe nicht ganz lösen werde.

Wenn wir angeben wollten, welches einer der bezeichnendsten Erfolge, wenn nicht der bezeichnendste des neuen Denkens ist, so müssten wir sagen, dass durch letzteres jedes Ding eine antiquarische oder geschichtliche Bedeutung erlangt hat. In frühern Zeiten stellte man sich unter einem Alterthumsforscher einen Mann vor, der mit Münzen, Medaillen und Druidensteinen beschäftigt war; dies waren damals die charakteristischen Zeugnisse der entzifferbaren Vergangenheit und mit diesen gaben sich die Entzifferer ab. Aber jetzt gibt es noch andere Ueberreste; in der That ist jedes Ding ein solcher geworden. Die Wissenschaft sucht in jedem Stückchen Erde die Geschichte der Ursachen, welche es gerade so und nicht anders formten, zu finden; sie weiss, dass jene Kräfte ebenso gut ihre Spur hinterlassen haben, wie die Hand und der Geschmack des Künstlers auf einer alten Gemme verzeichnet sind. Es würde langweilig sein (und gehört nicht hierher), die scharfsinnigen Untersuchungen aufzuzählen, durch welche die Geologie sich der Erde bemächtigt oder wenigstens einen Theil ihrer Geschichte entziffert hat; und die Antworten würden ohne Bedeutung gewesen sein, wenn

die Physiologie und die Conchyliologie und hundert ähnliche Wissenschaften nicht Hülfe geleistet hätten.

Derartige Hülfswissenschaften sind für den heutigen Entzifferer, was die alten Sprachen für den Alterthumsforscher von früher waren; sie setzen ihm die Worte zusammen, die er entdeckt, sie geben dem Bilde, das er malt, eine Fülle und ein wahrheitsgetreues Aussehen, selbst in den Fällen, wo sie keine eigenthümlichen Einzelheiten hinzubringen. Was mich hier aber angeht, ist, dass der einzelne Mensch selbst für das Auge der Wissenschaft als eine Antiquität erscheint. Aus der Gestalt eines jeden Menschen versucht sie das Ergebniss einer vollständigen Geschichte seines Lebens zu lesen, dessen, was er ist, und was ihn dazu gemacht hat, dessen, was seine Vorältern waren und wodurch sie so und nicht anders geworden sind. Jeder Nerv hat eine Art Gedächtniss an sein verflossenes Dasein, er ist, so zu sagen, mehr oder weniger erzogen, ist abgestumpft oder erregt, je nachdem; jeder Gesichtszug ist ausgeprägt und geformt oder schlaff und bedeutungslos, je nach den Umständen; jede Hand trägt das Zeichen ihrer Arbeit, formt sich nach der Thätigkeit, die sie ausübt. — Wenn wir es nur sehen könnten.

Man mag hier einwenden, dass das nichts Neues ist; dass wir von jeher wussten, wie sehr eines Menschen Vergangenheit auf seine Zukunft einwirkt; dass wir alle wissen, wie weit ein Mensch seinen Vorfahren ähnlich sein kann; dass das Be-

stehen gewisser charakteristischer Eigenschaften ganzer Völker die bekannteste Thatsache von der Welt ist; und dass, wenn ein Naturforscher irgend etwas nicht zu erklären vermag, er es kühn irgend-einer verborgenen Rasseneigenthümlichkeit zuschreibt. Aber die Naturwissenschaft will nicht das erbliche Element entdecken, sondern es klar legen, um uns eine deutliche Vorstellung über das zu geben, was wir aus der Vererbung zu erklären vermögen, und um die Zuverlässigkeit der Beweise zu prüfen, welche uns zur Annahme solcher Vererbung führen. Wir wollen sehen, was diese Wissenschaft über den Gegenstand lehrt, und soviel wie möglich will ich die Worte derjenigen anführen, welche die Naturwissenschaft zu ihrem Fachstudium gemacht haben; erstens bin ich dann sicher, richtig und lebendig darzustellen, und zweitens, da ich die Absicht habe, diese Principien auf Gegenstände meines eigenen Fachs anzuwenden, vermeide ich den Vorwurf, die Voraussetzungen meinen eigenen Schlüssen angepasst zu haben.

Erstens also in Betreff des Individuums lernen wir Folgendes:

„Aber auch während die Hirnhemisphären vollständig und im ungestörten Besitz ihrer Kräfte sind, bewirkt das Gehirn Bewegungen, welche vollkommen der Reflexthätigkeit des Rückenmarks gleichen.

„Wenn die Augenlider bei einem Lichtblitz oder vor einem angedrohten Schlag blinzeln, findet eine

Reflexthätigkeit statt, bei welcher die zuleitenden Nerven die Sehnerven, die ableitenden die Gesichtsnerven sind. Wenn ein schlechter Geruch eine Gesichtsverzerrung verursacht, ist es eine Reflexthätigkeit durch dieselben bewegenden Nerven, während die Riechnerven die zuleitenden Bahnen bilden. In diesen Fällen muss die Reflexthätigkeit also durch das Gehirn bewirkt werden, da alle theiligten Nerven Gehirnnerven sind.

„Wenn der ganze Körper bei einem starken Geräusch plötzlich zusammenfährt, verursacht der zuleitende Hörnerv einen Antrieb, welcher auf das verlängerte Mark übergeht und von da aus die grosse Mehrzahl der bewegenden Nerven des Körpers erregt.

„Man kann einwenden, dass dieses bloß mechanische Thätigkeiten sind und nichts mit den Verrichtungen zu thun haben, welche wir mit dem Verstand in Beziehung bringen. Aber man betrachte nur, was bei einer solchen Handlung, wie lautes Lesen, vorgeht. In diesem Falle muss oder sollte die ganze Aufmerksamkeit des Verstandes auf den Gegenstand des Buchs gerichtet sein; während doch eine Menge feiner Muskelbewegungen vor sich geht, deren sich der Leser nicht im geringsten bewusst ist. So wird das Buch in der Hand gehalten, in der richtigen Entfernung vom Auge; die Augen werden hin und her über die Zeilen und an den Seiten auf und nieder bewegt.

„Ferner gehören zur Hervorbringung der Sprache

die auf das genaueste angepassten und äusserst schnellen Bewegungen der Muskeln der Lippen, der Zunge und der Kehle sowie der Kehlkopfs- und Athmungsmuskeln. Vielleicht steht auch der Leser und begleitet das Lesen mit entsprechenden Gebärden. Und dennoch kann eine jede dieser Muskelthätigkeiten ausgeführt werden, ohne dass ihm das geringste davon, ausser dem Sinne der Worte im Buche, zum Bewusstsein kommt. Mit andern Worten, es sind Reflexthätigkeiten. Die dem Rückenmark eigenen Reflexthätigkeiten sind natürliche, und in dem Bau des Rückenmarks und den Eigenschaften seiner Bestandtheile bedingt. Mit Hülfe des Gehirns können wir eine Unzahl künstlicher Reflexthätigkeiten erlangen. Das heisst, eine Thätigkeit mag unsere ganze Aufmerksamkeit und Willenskraft erfordern bei ihrer ersten oder zweiten oder dritten Ausübung; aber bei häufiger Wiederholung wird sie gewissermassen Theil unserer Organisation und wird dann ohne Willenskraft und selbst ohne Bewusstsein ausgeführt.

„Wie jedermann weiss, braucht ein Soldat lange Zeit, um sein Exercitium zu lernen — z. B. dass er sich in die richtige Stellung bringt, im Augenblick sowie der Befehl ‚Achtung‘ gehört wird. Aber nach einiger Zeit folgt die That auf das Wort, ob der Soldat daran denkt oder nicht. Es gibt eine Geschichte, die glaublich genug ist, obgleich sie nicht wahr sein mag; wie ein Spassmacher, der einen entlassenen alten Soldaten sein Mittagbrot

nach Hause tragen sah, plötzlich ‚Achtung‘ rief, worauf der Mann sofort seine Hände nach unten streckte und Fleisch und Kartoffeln in der Gosse verschwanden. Das Exercitium war gründlich gewesen, und seine Wirkungen hatten sich in dem Bau seiner Nerven verkörpert.

„Die Möglichkeit jeglicher Erziehung und Ausbildung (militärisches Drillen ist nur eine besondere Form einer solchen) beruht in dem Vorhandensein dieses Vermögens des Nervensystems, bewusste Thätigkeiten in mehr oder weniger unbewusste oder Reflexverrichtungen umzugestalten. Es kann als eine Regel aufgestellt werden, dass wenn zwei geistige Zustände häufig und lebhaft zusammen oder hintereinander hervorgerufen werden, die spätere Hervorbringung des einen genügt, um den andern hervorzurufen, und zwar geschieht dies, ob wir es wünschen oder nicht.“¹

Der Körper des ausgebildeten Menschen hat sich auf diese Weise durch Erziehung verändert und unterscheidet sich vom Körper des rohen Menschen; er ist ausgestattet mit aufgesparten Kräften und hat Fähigkeiten erlangt, die er unbewusst ausübt.

In Bezug auf die Eigenschaften ganzer Völker lehrt eine andere Autorität:

„Das menschliche Leben stellt in Wahrheit eine fortschreitende Entwicklung des Nervensystems

¹ Huxley's Grundzüge der Physiologie. Deutsche Ausgabe, herausgegeben von Rosenthal, S. 288—290.

dar, die nicht geringer ist, weil sie sich ausserhalb des Mutterleibes vollzieht, statt in demselben. Die regelmässige Umwandlung der ursprünglich willkürlichen Bewegungen in später automatisch erfolgende, wie sie Huxley nennt, vollzieht sich infolge einer allmählich zu Stande kommenden Organisation; und wir können überzeugt sein, dass zusammengeordnete Thätigkeiten immer für eine aufgesparte Kraft, sei sie angeboren oder erst im Leben erworben, den Beweis liefern.

„Die Art, in welcher eine erlangte Fähigkeit des älterlichen Thiers zuweilen deutlich als Erbtheil auf die Nachkommenschaft übertragen wird, entweder als Instinct oder angeborene Begabung, liefert eine schlagende Bestätigung für die vorhergehenden Bemerkungen. Irgendeine Kraft, die von einer Generation mit Mühe erlangt und ständig aufgespeichert worden ist, zeigt sich offenbar in der folgenden als angeborene Fähigkeit, und die Entwicklung findet statt in Uebereinstimmung mit jenem Gesetz der zunehmenden Besonderheit und vielfältigen Anpassung an die umgebende Natur, welches sich durch das ganze Thierreich verfolgen lässt, oder in andern Worten, in Uebereinstimmung mit jenem Gesetz des Fortschritts vom Allgemeinen zum Besondern, welches sowol durch die Erscheinung der Nervenkraft als auch durch die Zusammengesetztheit des menschlichen Nervensystems erläutert wird. Wie sich die Lebenskraft aus untergeordneten Kräften zusammensetzt und, sozusagen,

eine Entwicklung aus diesen ist, oder wie in der Erscheinung der Nervenkraft einfachere und allgemeinere Kräfte gesammelt und verdichtet sind zu einer besondern und zusammengesetzten Weise der Wirksamkeit, so findet wiederum eine fernere Specialisirung in der Entwicklung des Nervensystems statt, mag sie nun durch Generationen oder beim einzelnen Individuum beobachtet werden. Wenn wir jedoch unsere Beobachtungen auf das Leben des Individuums beschränken, das nur ein Glied in der Kette ist, welche die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet, werden wir nicht zur vollen Wahrheit gelangen. Das gegenwärtige Individuum ist das unvermeidliche Ergebniss seiner Vorältern, und nur vermittels Untersuchung dieser erhalten wir eine vollständige Erklärung für es selbst.

„Es geziemt uns daher, wenn wir irgendeine Fähigkeit als angeboren erkannt haben, uns nicht damit zu befriedigen, sondern rückwärts die Kette ihres ursächlichen Zusammenhangs zu verfolgen und auf diese Weise womöglich die Art ihres Ursprungs zu enthüllen. Das ist um so nothwendiger bei den niedern Thieren, wo so vieles angeboren ist.“¹

Die besondern Gesetze der Vererbung sind thatsächlich bis jetzt noch unbekannt. Alles, was darüber klar ist und was ich für meinen Zweck brauche, ist, dass wir berechtigt sind, eine Neigung voraus-

¹ Maudsley, On the Physiology and Pathology of the mind, p. 73.

zusetzen oder eine je nach den Umständen grössere oder geringere, jedenfalls aber ausreichende Wahrscheinlichkeit dafür, dahin gehend, dass die Abkömmlinge cultivirter Aeltern durch eine angeborene Nervenorganisation eine grössere Neigung für die Cultur haben als die Abkömmlinge uncultivirter Aeltern, und dass diese Neigung in einem mit einer gewissen Geschwindigkeit wachsenden Verhältniss durch viele Generationen zunimmt.

Ich zweifle, ob jemand, der sich diese Vorstellung einer übertragenen Nervenkraft nicht ganz klar gemacht hat (und es ist nicht leicht, sie sich klar zu machen), je das „Bindegewebe“ der Civilisation ganz verstehen wird. Wir haben hier eine ununterbrochen wirkende Kraft, welche ein Zeitalter mit dem andern verbindet; welche jedes befähigt, mit irgendeiner Vervollkommnung des vorigen zu beginnen, wenn sich dieses vervollkommnet hat; welche jede Civilisation nicht zu einer Reihe einzelner Punkte macht, sondern zu einer farbigen Linie, deren Schattirung sich stetig ändert. Nach dieser Lehre gibt es eine natürliche Ursache für die Vervollkommnung von Geschlecht zu Geschlecht, und keine Einbildungskraft, die das einmal begriffen hat, kann es wieder vergessen; aber wer diese Ursache in ihrem feinen Materialismus nicht würdigt, wer sie nicht auf den Nerven der Menschheit spielen, sie nicht von Zeitalter zu Zeitalter eine schönere Musik den immer feinern Saiten entlocken hört,

der versteht nicht das geheimnissvolle aber mächtige Princip der Vererbung.

Diese Grundlehren sind ganz unabhängig von irgendeiner Vorstellung in Bezug auf die Natur des Stoffs oder die Natur des Geistes. Sie passen ebenso wohl zu der Theorie, dass der Geist auf den Stoff wirkt, so getrennt und ganz verschieden beide auch sind, als zu der Theorie des Bischofs Berkeley, dass es gar keinen Stoff gibt, sondern nur Geist; oder zu der entgegengesetzten Theorie, dass es keinen Geist, sondern nur Stoff gibt; oder zu der noch feinern, jetzt häufig behaupteten Theorie, dass sowohl Geist als Körper verschiedene Erscheinungen eines „dritten Etwas“, irgendeiner verborgenen Kraft sind. Alle diese mannichfaltigen Theorien geben die Thatsache zu (in Wirklichkeit sind sie nur verschiedene Ausdrucksweisen für dieselbe), dass der sogenannte Stoff einen Einfluss auf den sogenannten Geist ausübt, und dass der sogenannte Geist eine Einwirkung auf den Stoff hat; und die Lehren, die ich anführe, setzen auch nur dies voraus. Unser Geist wirkt in irgendeiner unbekannten Weise auf unsere Nerven, und unsere Nerven sammeln auf eine ebenfalls unbekannte Art die Wirkungen an, und das Ergebniss geht häufig irgendwie auf unsere Nachkommen über; diese Grundthatsachen werden von allen Theorien zugegeben, und alle bemühen sich, sie zu erklären.

Diese einfachen Principien stehen auch in keiner Beziehung zu der alten Streitfrage von der Noth-

wendigkeit und der Willensfreiheit. Auch jeder Vertheidiger der letztern behauptet, dass die eigenthümliche Kraft des freien Willens den bestehenden Kräften unsers Körperbaues angemessen ist; er betrachtet ihn nicht als eine Kraft, welche im Leeren wirkt, sondern als eine solche, die wieder auf andere Kräfte wirkt. Auch jeder Vertheidiger des freien Willens behauptet, dass im ganzen, je nachdem der Beweggrund in einer bestimmten Richtung verstärkt wird, die menschliche Natur dazu neigt, in dieser Richtung thätig zu sein. Bessere Beweggründe, bessere Antriebe entstehen eher in einem guten Körper, schlechtere Beweggründe, schlechtere Antriebe kommen aus einem schlechten Körper. Ein Vertheidiger des freien Willens wird so gut wie ein Leugner desselben zugeben, dass solche bessere Verhältnisse dazu dienen, auch die menschlichen Handlungen zu vervollkommen, und dass schlechtere sie verschlimmern. Kein Vertheidiger des freien Willens wird je soviel von St.-Giles erwarten wie von Belgravia¹: er gibt ein erbliches Nervensystem als eine Grundlage des Willens zu, obgleich er behauptet, dass der Wille ein aussergewöhnliches hinzutretendes „Etwas“ ist. Ohne Zweifel ist die neue Lehre von der „Erhaltung der Kraft“, wenn sie auf die Entschliessungen angewandt wird, unvereinbar mit dem freien Willen:

¹ St.-Giles ist ein sehr ärmliches, von Gesindel bewohntes, Belgravia ein vornehmes Viertel in London. Anm. d. Red.

Wer behauptet, dass Kraft „nie verloren noch gewonnen werden kann“, der kann nicht sagen, dass ein wirklicher Gewinn, eine Art neue Schöpfung von Kraft im freien Willen sich vollzieht. Aber ich habe hier nichts mit der Lehre von der allgemeinen Erhaltung der Kraft zu thun. Die Vorstellung der Nervenorgane als Vorrathskammern für eine aus dem Willen entstandene Kraft, bedarf nicht einer so weitgreifenden Erörterung. Noch weniger dürfen diese mit Buckle's Vorstellung zusammengeworfen werden, dass die materiellen Kräfte die Hauptquellen für den Fortschritt sind, während moralische Ursachen untergeordnet und im Vergleich zu jenen nicht der Rede werth seien. Im Gegentheil, moralische Ursachen sind hier die hauptsächlichsten. Es ist die Willensthätigkeit, welche die unbewusste Gewohnheit hervorruft; es ist die beständige Anstrengung des Anfangs, welche die aufgehäuften Kraft des Endes hervorbringt; es ist die stille Arbeit der ersten Generation, welche zur überkommenen Geschicklichkeit der folgenden wird. Hier erzeugen nicht die physischen Ursachen die moralischen, sondern die moralischen die physischen; das Beginnen gehört hier der höhern Energie an, das Bewahren und Fortpflanzen nur der niedern. Aber wir begreifen nun, wie eine Wissenschaft der Geschichte möglich ist, eine Wissenschaft, die wie Herr Buckle sagt, uns die Gesetze der Richtungen kennen lehrt, welche vom Geiste ausgehend und

durch den Körper vermittelt auf den Willen des Menschen von einem Zeitalter zum andern ändernd einwirken.

II.

Aber auf welche Weise verändern diese Grundsätze unsere staatswissenschaftlichen Anschauungen? Ich denke, auf mannichfache Weise und zunächst in einer ganz besonders. Die Volkswirthschaft ist der wissenschaftlich geordnetste und sorgfältigst ausgearbeitete Theil der politischen Wissenschaften; und dennoch, mit Hülfe dessen, was hier gesagt worden ist, denke ich, können wir ein Stück zurückgehen zu einer Art „vorwirthschaftlichen Zeitalters“, als die wesentlichsten Voraussetzungen der Volkswirthschaft noch nicht bestanden, als ihre Vorschriften verderblich gewesen wären, und die ganz entgegengesetzten erforderlich und weise waren.

Zu diesem Zweck brauche ich nicht bis zu den dunkeln Zeitaltern, die uns eben jetzt die Ethnologie enthüllt, in die Steinzeit mit ihren Feuersteinwerkzeugen und den Küchenabfällen zurückzugehen. Die Zeit, mit der wir beginnen wollen, ist diejenige, die gerade eben vor der Geschichtsdämmerung liegt — gleich alt mit der Dämmerung, wäre vielleicht richtiger gesagt, denn die ersten Geschichtsforscher sahen einen solchen Zustand der Gesellschaft, obgleich sie andere und vorgeschrittene Zustände ebenfalls sahen —: eine Periode, von welcher wir

deutliche Beschreibungen von Augenzeugen besitzen und von deren Spuren und Wirkungen das älteste Gesetz voll ist. Sir Henry Maine, der grösste unserer lebenden Juristen, vielleicht der einzige, dessen Schriften von unserer besten Philosophie durchdrungen sind, sagt: „Die Schlussfolgerung, zu welcher wir durch die Thatsachen der vergleichenden Rechtswissenschaft geführt werden, ist die, dass wir uns den Urzustand des Menschengeschlechts in der Form zu denken haben, welche als die patriarchalische bekannt ist. Es besteht kein Zweifel, dass diese Theorie ursprünglich auf die biblische Geschichte der hebräischen Patriarchen in Kleinasien gegründet war; aber, wie schon erklärt, stritt ihr Zusammenhang mit der Schrift eher gegen, als für ihre Annahme als eine vollständige Theorie, da die Mehrheit der Forscher, die bis neuerdings mit grossem Ernst ihre Aufmerksamkeit auf die Verbindung der socialen Erscheinungen richteten, entweder vom stärksten Vorurtheil gegen hebräische Alterthümer, oder vom stärksten Verlangen, ihr System ohne Hülfe religiöser Zeugnisse zu errichten, beeinflusst waren. Selbst jetzt herrscht noch die Neigung, diese Berichte zu unterschätzen oder vielmehr sie nicht verallgemeinern zu wollen, aus dem Grunde, weil sie zu den Ueberlieferungen eines semitischen Volks gehören. Es muss jedoch bemerkt werden, dass das vollgültige Zeugniß für jene Theorie fast ausschliesslich aus den Einrichtungen der zum indo-europäischen Stamm gehörenden

Gesellschaften entnommen ist; die Römer, Hindus und Slawen liefern den grössten Beitrag dafür. Und in Wahrheit liegt die Schwierigkeit beim jetzigen Stand der Frage darin, zu wissen, wo man die Grenze ziehen soll, bei welchen Menschenrassen es nicht zulässig ist, anzunehmen, dass die Gesellschaft, zu welcher sie sich vereinigt haben, ursprünglich nach dem patriarchalischen Muster zusammengesetzt war.“

Die hauptsächlichsten Grundzüge einer solchen Gesellschaft, aus den ersten Kapiteln der Genesis zusammengestellt, brauche ich hier nicht ausführlich zu schildern, sowol weil sie den meisten von uns seit unserer frühesten Kindheit bekannt sind, als auch weil sie ein ganzes Kapitel, wenn auch kein sehr nutzbringendes, der englischen Literatur ausfüllen, das durch die Streitfrage zwischen Locke und Filmer einst von Interesse war. Die Punkte, welche an der Oberfläche der Geschichte liegen, sind folgende: — der älteste männliche Verwandte ist das unbeschränkte Haupt des Haushalts. Seine Herrschaft erstreckt sich über Leben und Tod und ist ebenso unbeschränkt über seine Kinder und deren Familien, als über seine Sklaven. In der That scheinen die Verhältnisse des Sohnes oder Sklaven sich kaum mehr zu unterscheiden, als durch die Fähigkeit des Sohnes, einst das Familienoberhaupt zu werden. Die Ziegen- und Rinderheerden der Kinder sind die Heerden des Vaters, und die Besitzthümer des Vaters, die ihm mehr in seiner

Eigenschaft als Vertreter der Familie als in persönlichem Eigenthum angehören, werden bei seinem Tode gleichmässig unter seine Nachkommen des ersten Gliedes vertheilt. Der älteste Sohn erhält zuweilen ein doppeltes Theil unter dem Titel des Erstgeburtsrechts, aber häufiger wird ihm ausser einem ehrenhaften Vorrang kein ererbter Vortheil. Ein weniger deutlicher Schluss aus den biblischen Erzählungen ist der, dass sie uns auf die Spuren des Zerwürfnisses zu leiten scheinen, welches zuerst in dem patriarchalischen Gemeinwesen stattfand. Die Familien von Jakob und Esau trennen sich und bilden zwei Nationen; aber die Familien aus Jakob's Kindern halten zusammen und werden ein Volk. Das sieht aus wie der unreife Keim eines Staates oder Gemeinwesens und einer Rechtsordnung, die über 'den Erfordernissen der Familienbeziehung steht.

„Wenn ich die Absicht hätte, für die besondern Zwecke des Juristen in kurzen Worten das Bezeichnende des Zustandes, in welchem die Menschheit sich beim Aufdämmern ihrer Geschichte darstellt, auszudrücken, so würde ich mich begnügen, wenige Worte aus Homer's Odyssee anzuführen: «τοῖσιν δ' οὔτ' ἀγοραί βουλευφόροι οὔτε δέμιστες. Θεμιστεύει δὲ ἕκαστος παίδων ἢ δ' ἀλόχων, οὔτ' ἀλλήλων ἀλέγουσιν.» (Sie haben weder Versammlungen zum Berathen, noch Richter. Ein jeder übt die Gerichtsbarkeit über seine Weiber und Kinder aus und sie schenken einer dem andern keine Aufmerksamkeit.)“

Und diese Beschreibung der ersten geschichtlichen Zeit wird von derjenigen Darstellung bestätigt, die man den letzten Abschnitt der vorhistorischen Völkerbeschreibung nennen könnte. Es ist vielleicht das werthvollste, jedenfalls aber das sicherste Ergebniss dieser Wissenschaft, die frühern Vorstellungen von einer ursprünglichen hohen Civilisation zerstreut zu haben. Die Geschichtsforschung bemächtigt sich des Menschen von der Zeit an, wo er aus dem patriarchalischen Zustand hervorkommt; die Ethnologie zeigt, wie er in diesem Zustande lebte, wuchs und sich vervollkommnete. Die letzten Gründe gegen eine Annahme der erträumten ursprünglichen Civilisation sind in der That jedem klar. Man kann es verstehen, dass sich die Menschheit in moralischer, ästhetischer oder politischer Beziehung verschlechtert haben mag. Aber ganz unverständlich wäre es, anzunehmen, dass die Menschheit die einfachen Werkzeuge zur Erreichung einer gewissen persönlichen Behaglichkeit aufgäbe, wenn sie dieselben einmal gekannt hat, und noch unverständlicher, dass sie gute Waffen, sagen wir Bogen und Pfeile, aufgeben sollte, wenn sie sie einmal besessen hat. Dennoch, wenn es eine ursprüngliche Civilisation gegeben hätte, müssten diese Dinge vergessen worden sein, denn man findet Stämme auf allen Stufen der Unwissenheit und auf jedem Grad der Kenntniss, was Töpferei, Metalle, häusliche Geräthe und Kriegsgeräthschaften anlangt. Und was mehr ist, diese Wilden

sind nicht aus Geistesarmuth zurückgeblieben, sie sind auf mannichfache Weise originell in der Erfindung dieser Dinge. Man kann nirgends die Wurzeln einer alten ausgezeichneten Ordnung entdecken, die etwa auf verschiedene Weise verstümmelt oder im Absterben wäre, wie man die Spuren der lateinischen Sprache in mittelalterlichen Dialekten wiederfindet. Im Gegentheil, man sieht sie beginnen, ebenso wie wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen der Neuzeit anfangen, hier ein wenig und da ein wenig, dasselbe Ding auf verschiedenen halben Wegen halb gethan und so gethan wie keiner, der je den besten Weg kannte, je angefangen haben würde. Es herrschte früher die Vorstellung, dass Bogen und Pfeile die ursprünglichen Waffen waren, die Waffen sämtlicher Wilden; aber die neue Wissenschaft hat eine Tabelle gemacht ¹, nach welcher einige Wilden diese Waffen haben und andere nicht, und vielerlei andere sich mit Ersatzwaffen verschiedener Art begnügen, unter denen sich einzelne finden, die wie der Bumerang um vieles schwerer anzufertigen und zu benutzen und auch viel weniger wirksam sind als der Bogen. Ganz richtig stellt man sich die verschiedenen Rassen der Erde so vor, als ständen sie an verschiedenen Enden der gewerblichen Civilisation, näherten sich dieser von verschiedenen

¹ Siehe die sehr sorgfältige Tabelle und schöne Abhandlung in Sir John Lubbock's „Vorgeschichtliche Zeiten“.

Seiten und verfehlten das Ziel in verschiedenen Einzelheiten; aber im Augenblick, wo sie das rechte Ding sehen, verstehen sie es ebenso gut oder besser zu benutzen wie der civilisirte Mensch. Der Süd-amerikaner bedient sich des Pferdes, das der Europäer eingeführt hat, besser als der Europäer. Viele Stämme benutzen die Flinte, die eigenthümliche und sehr zusammengesetzte Waffe des civilisirten Menschen, im Durchschnitt besser, als letzterer sie benutzen kann. Der Wilde mit seinen einfachen Werkzeugen, die er hochschätzt, ist wie ein Kind schnell im Lernen, nicht wie ein alter Mann, der einst etwas vergessen und es nicht wieder erlangen kann. Noch einmal, wenn in Australien und Amerika eine ausgezeichnete landeseigene Civilisation gewesen wäre, wo, fragt der Botaniker und der Zoologe, sind ihre Spuren? Wenn diese Wilden den Anbau des Weizens betrieben, wo ist der wilde Weizen geblieben, den der aufgegebene Feldbau zurückgelassen haben muss? Wenn sie aufgehört haben, gute Hausthiere zu benutzen, was ist aus den verwilderten Thieren geworden, die allen Naturgesetzen zufolge aus jenen entsprungen sein müssen? So viel ist sicher, die europäischen Hausthiere haben in den letzten hundert Jahren, sozusagen seit der Entdeckung der Welt, diese nach allen Enden hin durchstreift. Die englische Ratte, nicht das lebenswürdigste unserer Hausthiere, ist überall hin verpflanzt, nach Australien, nach Neuseeland, nach Amerika: nur durch ein alle Ratten treffendes

Wunder könnte sie vertilgt werden. Ebenso wenig könnte das Pferd aus Südamerika vertrieben werden, seit es die Spanier dort eingeführt haben; man müsste es für eins der hauptsächlichsten landeseigenen Thiere halten, wenn man nicht das Gegentheil wüsste. Wo sind nun, sozusagen, die Ratten und Pferde der ursprünglichen Civilisation? Wir können sie nicht nur nicht finden, sondern der Zoologe lehrt uns, dass sie nie gelebt haben, denn die „wenig ausgeprägten“ unkräftigen Beutelthiere von Australien und Neuseeland könnten nie eine Concurrenz mit vollkommenern Geschöpfen, welcher sie jetzt erliegen, überlebt haben.

So ist also die erste Ansicht, die wir vom patriarchalischen Menschen erlangen, nicht mit irgendwelchen Ueberbleibseln einer frühern Civilisation verbunden, sondern wir sehen ihn ausgerüstet mit einiger allmählich erlangten Kenntniss der einfachern Kunstgriffe, mit einigen gezähmten Thieren und mit etwas Kenntniss von der Natur, wenigstens was die Jahreszeiten und die Lebensbedingungen einfacher Stämme anlangt. So muss, zufolge der Ethnologie, der erste Mensch gewesen sein, und so finden wir ihn auch in der That. Aber wie verhielt es sich mit seiner Geistesbildung; wie sollen wir diese beschreiben?

Ich glaube, die allgemeine Beschreibung, in welcher Sir John Lubbock seine Meinung über die Geisteskräfte der Wilden zusammenfasst, passt auf den Geist in der patriarchalischen Zeit. „In den

Wilden“, sagt er, „sehen wir den Charakter des Kindes mit den Leidenschaften und der Kraft des Mannes verbunden.“ Und wenn wir das erste Document der heidnischen Welt — die Gesänge Homer's — aufschlagen, wie viel Uebereinstimmendes finden wir da mit dieser Beschreibung. In der That ist die Civilisation schon mehrere Zeitalter vorwärts gegangen, bis irgendeine solche Beschreibung genau gepasst hat. Der Mensch im Homer, würde Herr Gladstone¹ sagen, ist ein so guter Redner, als es je einen gegeben hat, und soviel dies auch schon sagen will, noch andere und bessere Dinge könnte man an ihm finden. Aber bei alledem, wie viel ist in Achilles vom „herrlichen Wilden“ und wie viel vom „verzogenen Kinde, murrend in seinem Zelt“. Eindrucksfähigkeit und Erregbarkeit sind die hauptsächlichsten Charakterzüge der ältesten griechischen Geschichte; und wenn wir uns nach dem Osten wenden, so begegnet uns in jedem Augenblick die „einfache und gewaltthätige Welt“ der frühesten Zeiten, wie sie Herr Kinglake genannt hat.

Und das ist genau das, was wir erwarten sollten. Eine „vererbte Erziehung“, sagt die Wissenschaft, „macht die modernen Nationen zu dem, was sie sind; ihr angeborener Bau trägt die Spur der Gesetze, welchen ihre Väter gehorcht haben“; aber

¹ Der jetzige englische Ministerpräsident hat ein Werk über Homer in drei Bänden veröffentlicht, welches auch in deutscher Uebersetzung 1863 erschienen ist. Anm. des Herausg.

die alten Nationen hatten nicht eine solche Erbschaft, sie waren die Nachkommen von Menschen, welche nur das thaten, was in ihren eigenen Augen recht war; sie lebten nicht unter hofmeisternden Gebräuchen, nicht in sichernden Verbänden, und daher waren sie jedem Antrieb preisgegeben und wurden von jeder Leidenschaft fortgerissen.

Der Zustand des ursprünglichen Menschen ist, wenn wir ihn recht betrachten, in verschiedenen Hinsichten anders als irgendeiner, den wir kennen. Unbewusst glauben wir uns von einer grossen, mannichfaltigen gesellschaftlichen Maschinerie umgeben, die uns in die Hände arbeitet und die nicht nur unsern Wünschen nachkommt, sondern uns sogar sagt und bestimmt, wann diese Wünsche entstehen sollen. Niemand kann sich jetzt ohne Schwierigkeit vorstellen, wie ein Volk ohne Uhren fertig werden konnte; wie Sir G. Lewis sagt, „es bedarf einer mächtigen Anstrengung der Einbildungskraft“, sich eine Zeit vorzustellen, in welcher es eine ernstliche Schwierigkeit war, die Stunde des Tags zu erfahren. Und noch schwieriger ist es, sich die schwankenden Gedanken von Menschen vorzustellen, welche weder die Natur kannten, dieses Uhrwerk der materiellen Civilisation, noch eine Verfassung besaßen, welche man füglich eine Art Uhrwerk der moralischen Civilisation nennen kann. Sie konnten nie wissen, was sie zu erwarten hatten; die ganze Gewohnheit der beständigen, aber mannichfaltigen Zukunftsberechnung, welche unsern

Geist zu dem macht, was er ist, muss dem ihrigen gänzlich fremd gewesen sein.

Noch einmal, ich wenigstens kann mir keinen Begriff machen von den schwankenden Vorstellungen über Sitte und Recht, wie sie damals geherrscht haben.

Wenn wir aus unsern allgemein angenommenen moralischen Vorstellungen den ganzen Bestandtheil herausnehmen, welcher von Gesetz und Verfassung hergeleitet ist, dann weiss ich kaum, was übrigbleibt. Der Rest war dem vorstaatlichen Menschen irgendwie in unbestimmter Art klar, aber er muss unsicher, schwankend und unzuverlässig gewesen sein. Im besten Fall machten sich diese Vorstellungen auf dieselbe Art geltend, wie jetzt häufig ein dunkles Schönheitsgefühl in empfindsamen aber ungeschulten Geistern; es ist wie eine leise kleine Stimme einer unbestimmten Meinung; wie ein unbekanntes Etwas, das alles andere beeinflusst und über allem andern steht, dessen Form jedoch so unbestimmt ist, dass es verschwindet, sobald man es näher besieht. Oder wenn man dies für die verfeinerte Erdichtung einer spätern Einbildungskraft hält, dann liesse sich zum wenigsten eine Art Sittlichkeit in den Zuckungen der „wilden Gerechtigkeit“ finden, die halb Strafe halb Rache war; aber wie dem auch sei, sie war nicht festgestellt durch ein sicheres Gesetz, und unbeständig, unsicher und schwer verständlich für unsere Vorstellungen. Jeder, der Mathematik gelernt hat, weiss,

wie viele dunkle Schwierigkeiten er zu sehen glaubte, bevor er eine Aufgabe begriffen, und wenn er einmal den Beweis gefunden hatte, wie unmöglich es ihm war, je wieder diese unklaren Schwierigkeiten zu verstehen, oder sich die geistige Verwirrung zu vergegenwärtigen, durch welche sie entstanden waren. So können wir in unsern Tagen durch keine Anstrengung den Begriff des Gesetzes aus unsern Vorstellungen entfernen und können uns nicht in den Geist eines Menschen versetzen, der diesen Begriff nie gekannt hat und ihn sich mit aller Anstrengung nicht hätte aneignen können.

Ebenso wenig konnte der ursprüngliche Mensch sich eine Vorstellung machen von dem, was wir unter einer Nation verstehen. Wir wiederum können uns nicht in jemand hineindenken, für den das eine Schwierigkeit ist. „Wir wissen, was es ist, wenn wir nicht gefragt werden“, aber wir können es nicht kurz und bündig erklären. Aber so viel ist klar, unter einer Nation versteht man eine Gesammtheit ähnlicher Menschen, welche dieser Aehnlichkeit wegen fähig sind, gemeinschaftlich zu handeln, und vermöge ihrer Aehnlichkeit geneigt sind, gleichen Gesetzen zu folgen; und eben das würde Homer's Cyklop, nur gewöhnt menschliche Wesen zu vertreiben, nicht begriffen haben.

Alles zusammengekommen müssen wir sagen: das Gesetz, das strenge, genau begrenzte Gesetz ist das erste Bedürfniss der frühesten Menschheit; dasjenige, was ihnen vor allen andern nöthig ist, was

sie haben müssen, bevor sie irgendetwas anderes erringen können. Aber es ist ebenso wol ihre schwerste Aufgabe, wie ihr erstes Bedürfniss; dasjenige, was am weitesten ausser ihrem Bereich liegt, wie auch das Segensreichste für sie, wenn sie es erlangt haben. In spätern Zeitaltern haben viele Rassen die Unterwerfung unter ein Gesetz schnell, wenn auch mit Opfern, erreicht. Eine unzusammenhängende Anzahl zerstreuter Stämme ist häufig durch einen strengen Eroberer zu einem kräftigen Gemeinwesen verbunden worden; die Römer besorgten die Hälfte dieser Arbeit für mehr als halb Europa. Aber wo sollten die ersten Zeitalter Römer oder Eroberer hernehmen? Menschen erobern durch die Macht einer Regierung, und gerade eine Regierung gab es damals nicht. Die ersten Schritte der Civilisation gingen einen steilen Weg, obgleich er uns, die wir ihn überschauen, fast wie nichts erscheint.

III.

Auf welche Weise der Fortschritt vom Einzelleben zum Staatswesen sich vollzog, hat die Geschichte nicht verzeichnet; über diesen Punkt hat Sir Henry Maine aus seinen eigenen Untersuchungen einen sehr interessanten Schluss gezogen:

„Es gäbe“, sagt er, „eine sehr einfache Erklärung für den Ursprung der Gesellschaft, wenn wir eine Folgerung aus dem schon angeführten biblischen

Beispiel ziehen wollten und annehmen könnten, dass Gemeinwesen da anfangen zu bestehen, wo eine Familie zusammengehalten hat, statt sich nach dem Tode ihres väterlichen Oberhauptes zu trennen.

„In den meisten griechischen Staaten und in Rom bestanden lange Zeit die Spuren einer aufsteigenden Reihe von Familien, aus welchen sich zuerst der Staat gebildet hatte. Die Familie, das Haus und den Stamm der Römer kann man für ein Beispiel dieser Art ansehen; nach dem, wie sie uns beschrieben werden, erscheinen sie uns wie ein System concentrischer Kreise, welche sich allmählich, vom selben Punkt ausgehend, erweitert haben. Die erste Gruppe bildet die Familie, welche durch gemeinschaftliche Unterwerfung unter den höchsten männlichen Verwandten miteinander verbunden ist. Die Vereinigung der Familien bildet das Geschlecht oder Haus. Die Vereinigung der Häuser bildet den Stamm. Die Vereinigung der Stämme bildet das Gemeinwesen oder den Staat. Ist es nun gestattet, diesen Angaben zu folgen und festzustellen, dass der Staat eine Verbindung von Personen ist, welche durch die gemeinschaftliche Abstammung von einem Ahnen einer ursprünglichen Familie verbunden ist? So viel wenigstens ist gewiss, dass alle alten Verbände den Glauben hatten, aus einem gemeinsamen Stamm hervorgegangen zu sein, und dass es ihnen eine Unmöglichkeit schien, irgendeinen andern Grund für ihr Zusammenhalten in einem Gemeinwesen zu verstehen. Die Geschichte

der politischen Wissenschaft beginnt in der That mit der Voraussetzung, dass Blutsverwandtschaft der einzig mögliche Grund für eine Gemeinschaft in politischen Dingen ist; auch ist keine andere Umwälzung, die wir emphatisch mit dem Namen Revolution bezeichnen, im Geiste der Völker so erschreckend und eingreifend als die Veränderungen, welche sich dadurch vollziehen, dass irgendein anderes Princip, z. B. das des örtlichen Zusammenlebens, sich zum ersten mal als Grund der gemeinschaftlichen politischen Thätigkeit geltend macht.“

Wenn diese Theorie richtig wäre, dann erschiene der Ursprung der Staatsgemeinschaft als keine grosse Veränderung oder wäre in frühern Zeiten wirklich keine grosse Veränderung gewesen. Das Primat des ältern Bruders bei nur zufällig zusammenhängenden Stämmen würde unbedeutend sein; es wäre an sich geringfügig, aber es wäre der Anfang zu vielem; es wäre, um ein erläuterndes Beispiel von dem entgegengesetzten Ende der politischen Stufenleiter zu gebrauchen, wie die Anführerschaft eines machtlosen parlamentarischen Führers über Anhänger, die sich schon im nächsten Augenblick von ihm trennen können; es war der Keim zur Alleinherrschaft, aber es war schwerlich schon Alleinherrschaft.

Ich glaube selbst nicht, dass die Annahme des Sir Henry Maine (wie wir sehen, stellt er sie nicht als eine feststehende Theorie auf) eine hinlängliche Erklärung für den Ursprung der Staatenbildungen

ist. Ich werde in einem spätern Aufsätze zeigen, dass es meiner Ansicht nach unzählige Beweise für eine Zeit gibt, die noch älter ist als die, von welcher er spricht. Aber die Theorie des Sir Henry Maine dient meinem gegenwärtigen Zweck. Sie beschreibt sehr richtig eine Art Leben, welches unsern jetzigen Staatenbildungen voraufging, und der Schluss, den ich aus ihr ziehe, wird noch verstärkt werden, wenn wir später ein Zeitalter besprechen werden, das noch viel älter, und eine gesellschaftliche Verbindung, die noch weit ursprünglicher ist, als jene.

Sobald aber Staatswesen einmal gegründet waren, ist die Erklärung für ihr Bestehen nicht schwer. Was man auch gegen das Princip der „natürlichen Zuchtwahl“ auf andern Gebieten einwenden mag, in der frühesten Menschheitsgeschichte hat sie ohne Zweifel eine grosse Bedeutung. Die Stärksten vernichteten die Schwächsten, soviel sie konnten. Und ich brauche wol nicht zu beweisen, dass irgendeine Form von Staatswesen besser ist als keine; dass eine Anzahl von Familien, die eine, wenn auch nur schwache Lehnspflicht gegen ein einziges Oberhaupt anerkennen, besser daran ist als eine Anzahl von Familien, die keinem Einzelnen Gehorsam schulden, sondern sich frei in der Welt zerstreuen und eine jede für sich kämpfen. Homer's Cyklop würde machtlos gewesen sein gegen die schwächste Bande. Jener Zustand des Einzellebens liegt so weit in der Zeit zurück, dass wir keine weitere Erinnerung

daran behalten haben; er war so unhaltbar und dem Untergange geweiht, dass wir uns vielmehr wundern müssen, dass selbst ein vereinzelt Anzeichen desselben sich bis in jene spätern Zeiten erhalten hat, wo er wegen seiner Romantik einen Werth für die Dichtkunst erlangte.

Aber obgleich uns der Ursprung des Staatswesens noch unklar ist, so fühlen wir doch den festen Boden wirklicher geschichtlicher Erzeugnisse unter uns, sobald wir von der Erhaltung des Staatswesens sprechen. Wol jeder junge Engländer, der heutzutage an den Aristoteles und Plato kommt, ist überrascht von ihrem Conservatismus: unter dem frischen Eindruck der liberalen Grundsätze unsers Zeitalters wundert er sich, in jenen anerkannten Meistern so entgegengesetzte Lehren zu finden. Beide, so unähnlich untereinander, sind mit Xenophon, der ihnen wieder so unähnlich ist, der Ansicht, „dass der Mensch von allen Thieren am schwersten zu regieren ist“. Von Plato liesse sich allenfalls noch sagen, dass die Anhänger einer intuitiven Philosophie als „die Conservativen der Speculation“ gewöhnlich geneigt waren, für den Conservatismus der Regierung zu stimmen; aber Aristoteles, der Begründer der Erfahrungsphilosophie, sollte dieser Lehre gemäss liberal gewesen sein. Diese beiden Männer aber lebten zu einer Zeit, da die Menschen noch nicht Zeit gehabt hatten, die Schwierigkeit einer Regierung zu vergessen. Wir haben sie ganz und gar vergessen. Wir rech-

nen auf einen Betrag von Ordnung, von stillschweigendem Gehorsam, von vorgeschriebener Lenksamkeit als die Grundlage unserer Cultur, welche diese Philosophen als ein hauptsächliches Ergebniss ihrer Cultur erst zu erlangen hofften. Wir nehmen, ohne daran zu denken, für gegeben, was sie zu erstreben trachteten.

In frühesten Zeiten kommt es mehr auf die Menge der Regierung als auf ihre Beschaffenheit an. Was vor allem noththut, das ist eine zusammenfassende Herrschaft, welche die Menschen zusammenhält, sie soviel wie möglich dasselbe thun heisst, ihnen sagt, was sie voneinander zu erwarten haben, sie gleichmässig bildet und so erhält. Wie diese Herrschaft beschaffen ist, darauf kommt es weniger an. Eine gute Herrschaft ist besser als eine schlechte, aber irgendeine besser als keine, während aus Gründen, die ein Jurist zu würdigen weiss, keine ganz gut sein kann. Aber zur Erringung dieser Herrschaft sind die sozusagen drängenden Elemente eines Staatswesens wichtiger als seine nützlichen Elemente. Die schwerste Aufgabe ist es, sich den Gehorsam der Menschen zu erringen; was man mit diesem Gehorsam macht, ist weniger von Bedeutung.

Die erste Bedingung, um diesen Gehorsam zu erlangen, ist nicht die Vereinigung, sondern die Einheit, die Identität dessen, was wir heute Staat und Kirche nennen. Dr. Arnold pflegte unter dem frischen Eindruck des Studiums griechischer Gedanken und römischer Geschichte zu lehren, dass diese Identität

das grosse Heilmittel für die misleitete moderne Welt sei. Aber er predigte Ohren, welche von andern Tönen, und Geistern, welche von andern Gedanken erfüllt waren, und sie verstanden weder noch beachteten sie seine Meinung. Aber so falsch diese Lehre war für die moderne Welt, der sie gepredigt wurde, so vortrefflich war sie für die alte, aus welcher sie entnommen war. Damals bedurfte es einer einzigen Herrschaft, man mag sie Kirche oder Staat nennen, welche das ganze menschliche Leben regelte. Trennung der Macht war damals ohne Gefahr, ja selbst ohne Vernichtung unmöglich; der Priester musste nicht das eine und der König etwas anderes lehren; der König musste Priester und der Prophet König sein. Beide mussten dasselbe sagen, denn sie waren eins. Die Vorstellung eines Unterschieds zwischen geistlichen und weltlichen Strafen durfte nicht erweckt werden. Ein griechischer oder römischer Gedanke hätte das nie fassen können. Es gab damals eine rohe Art öffentlicher Meinung und rohe, sehr rohe Hände, die sie vertheidigten. Wir sprechen heutigentags von politischen Strafen, kirchlichen Verböten und gesellschaftlichem Tadel, damals war aber alles eins. Nichts in der Gegenwart ist diesen alten Gemeinwesen ähnlich; am nächsten kommt ihnen vielleicht noch ein Gewerkverein; billig zu arbeiten wird für etwas Schändliches gehalten und irgendein Querkopf schafft es also ab.

Das Ziel solcher Einrichtungen ist, ein sogenanntes

Gewohnheitsrecht zu schaffen. Alle Thätigkeiten des Lebens wurden einem einzigen Gesetz zu Gunsten eines einzigen Zwecks unterworfen; dadurch entstand allmählich die „ererbte Abrichtung“, welche die Wissenschaft für so wichtig erklärt, und welche der Instinct der Menschen schon frühzeitig für wichtig erkannte. Dass diese Regierungsform den freien Gedanken verbietet, ist kein Uebel, oder vielmehr es ist zwar ein Uebel, aber zugleich die nothwendige Grundlage für einen grossen Vorthail. Es dient dazu, die Gussform für die Civilisation zu bilden und die weiche Faser der ursprünglichen Menschen zu verhärten.

Die früheste Geschichtschreibung der arischen Rasse berichtet überall von einem König und einem Beirath desselben. Wie die frühen Streitigkeiten es erforderten, hatte der König grosse Macht und Ansehen. Irgendetwas Aehnliches wie orientalischer Despotismus oder Cäsarenthum konnte jedoch in jenem Zeitalter nicht aufkommen; eine ausserhalb des Staatslebens stehende Armee, welche zu einer solchen Regierungsform nöthig ist, konnte nicht bestehen, da der Volksstamm die Nation ausmachte, und alle Männer des Stammes Krieger waren. In der Zeit Homer's, in den ersten Zeiten Roms, in den ersten Zeiten der germanischen Völker, ist der König der hervorragendste Theil des Staatslebens, weil er für die augenblickliche Wohlfahrt der wichtigste ist. Die geschlossene Oligarchie, das Patriciat, die alleinigen Kenner und Ausüber des ge-

gebenen Gesetzes, welche als die bestellten Schützer desselben angesehen wurden, hatten damals allein Macht über das ursprüngliche sociale Bedürfniss. Sie allein kannten das Abrichtungsrecht; ihnen allein gehorchte man, sie allein konnten abrichten. Herr Grote hat bewunderungswürdig die Entstehung der frühesten Oligarchie auf der Oberfläche der ersten Monarchie beschrieben; aber vielleicht weil er so sehr das historische Athen liebt, hat er keine Sympathie für das vorhistorische. Er hat uns nicht das Bedürfniss nach einem gesetzlichen Leben inmitten eines ungesetzlichen Lebens gezeigt.

Es ist überflüssig, hier lang und breit auseinanderzusetzen, wie die beiden grossen Republiken, die beiden siegenden Republiken der alten Welt, diese Schlussfolgerungen bestätigen. Rom und Sparta waren abrichtende Aristokratien und hatten Erfolg, weil sie es waren. Athen nahm einen andern und höhern Standpunkt ein, wenigstens in den Augen von uns unterrichteten modernen Menschen, die es kennen und von ihm gelernt haben. Aber für die „Philister“ jener Tage stand Athen tiefer. Es wurde geschlagen, es verlor das grosse sichtbare Spiel, das kurzsichtige Zeitgenossen allein beurtheilen. Athen war der grosse Bankrott der alten Welt. Das Gute, das kommen musste, wurde von ihm begonnen und voraus gemeldet; aber es war zu schwach, es auszuüben und zu geniessen; es wurde niedergetreten von solchen, die aus gröberem Stoff und von besser gezogenem Körperbau waren.

Wie sehr diese Grundsätze durch die jüdische Geschichte bestätigt werden, ist einleuchtend. Ohne Zweifel gibt es vieles andere in der jüdischen Geschichte, ganze Elemente, mit denen ich hier nichts zu thun habe. Aber so viel ist sicher: die Juden waren zu Anfang die unbeständigste Nation. Da wurden sie ihrem Gesetz unterworfen und wurden die beständigste der Nationen. Ihr Staatswesen litt in der That unter der Einförmigkeit. Nachdem sie nach einem König verlangt hatten, waren die geistliche und weltliche Macht, wie wir sagen würden, nie in Frieden und stimmten nie überein. Und die zehn Stämme, welche von ihrem Gesetze abfielen, verschwanden unter den benachbarten Nationen. Jerobeam ist der „erste Liberale“ genannt worden; abgesehen von der Religion hat die Redensart einen Sinn. Er begann mit der Auflösung des bindenden Staatswesens, das für die Menschen jener Zeit noch Bedürfniss war, so sehr es auch von jeher von eifrigen und erfinderischen Geistern gehasst worden ist. Aber die Juden, die an ihrem Gesetz festhielten, wurden die Juden des Tags, eine Nation von so festem Gefüge, als es je eine gegeben hat.

Es hängt auch mit dieser Festigkeit zusammen, was die Juristen sagen, dass das Wort „Vertrag“ kaum in dem ältesten Gesetz entdeckt wird. In moderner civilisirter Zeit bestimmt die freie Wahl der Menschen all ihr Thun. Aber in jenen frühesten Zeiten hatte diese Wahl kaum den geringsten

Einfluss. Das leitende Gesetz war das Gesetz des Stillstandes. Ein jeder war auf einen bestimmten Platz im Gemeinwesen gestellt; auf diesem Platz musste er bleiben; auf diesem Platz hatte er gewisse Pflichten zu erfüllen und alles andere ging ihn nichts an. Das Netz des Herkommens fesselte die Menschen auf bestimmten Plätzen und hielt jeden da, wo er stand. Daher ist das, was man im europäischen Staatsleben die Principien von 1789 nennt, unvereinbar mit der alten Welt; sie passen nur auf die neue, in welcher die Gesellschaft frühere Aufgaben gelöst, wo sich die vererbte Organisation schon eingelebt und befestigt hat; wo die sanften Gemüther und starken Leidenschaften der jugendlichen Völker durch starke ererbte Instincte erhärtet sind und geleitet werden. Bis dahin bedarf es nicht der Gleichheit vor dem Gesetz, sondern der Ungleichheit, denn das Nöthigste ist ein höher stehender, auserlesener Kreis, der das Gesetz kennt; nicht eine gute Regierung, die das Glück ihrer Unterthanen will, sondern eine würdevolle, in Furcht haltende, die ihre Unterthanen zum Gehorsam zwingt; nicht ein gutes Gesetz, sondern ein umfassendes, bindendes, das alles Leben zu einer Uebungssache macht. Die Zeitalter der Freiheit können erst auf die Zeitalter der Dienstbarkeit folgen. Als im Jahre 1787 die grossen Männer der constituirenden Versammlung auf die lange Vergangenheit zurücksahen, entdeckten sie kaum etwas, das ihnen preisens-, bewunderungs- oder

nachahmungswerth erschien. Alles erschien wie Fehlgriff und grosser Irrthum, dessen man sich so schnell wie möglich entledigen musste. Aber sie selbst waren aus diesen Irrthümern hervorgegangen. Ihrer eigenen physischen Organisation war das ererbte Zeichen der alten Zeit aufgeprägt; ihre Gehirne waren gekräftigt und ihre Nerven gefestigt durch die übertragenen Folgen lästiger Gebräuche. Die Zeitalter der Einförmigkeit waren von Nutzen, denn sie erzogen Menschen für Zeiten, in welchen sie nicht einförmig zu sein brauchten.

IV.

Aber selbst jetzt haben wir noch nicht alle Vortheile jener frühesten Staatswesen und ersten Gesetzgebungen verwerthet. Sie fassten die Menschen nicht nur in Gruppen zusammen und zwangen sie zu gewissen gemeinsamen Gebräuchen, sondern mittelbar wenigstens gaben sie ihnen häufig den nationalen Charakter.

Wir können bisjetzt noch nicht die eigenthümlichen Erscheinungen des nationalen Charakters erklären, wenigstens ich wage den Versuch nicht. Fertig und vollkommen erscheinen sie von Anfang an, und nur langsam und allmählich verändern sie sich, wenn sie sich überhaupt verändern. Aber es gibt eine entsprechende Thatsache, an der wir wenigstens ungefähr sehen können, wie solche Er-

scheinungen entstehen. Es gibt ebenso gut einen Charakter der Zeitalter wie einen der Nationen, und da wir vollständige geschichtliche Darstellungen vieler solcher Perioden besitzen, so können wir genau untersuchen, wann und wie die geistige Eigenthümlichkeit einer jeden entstanden ist und wann und wie sie wieder verschwand. Wir haben z. B. eine gewisse Vorstellung von dem Zeitalter der Königin Anna oder Königin Elisabeth oder Georg's II.; oder andererseits von dem Zeitalter Ludwig's XIV., oder Ludwig's XV., oder der Französischen Revolution. Je nachdem unsere Forschungen waren, wird diese Vorstellung mehr oder weniger genau sein; aber selbst in den Köpfen, die diese Zeitalter am besten und genauesten kennen, werden sie einfacher und einheitlicher erscheinen, als sie in Wahrheit waren. Wenn wir uns ein Bild eines vergangenen Zeitalters machen, lassen wir zu viel beiseite von dem, was allen Zeitaltern gemeinsam ist. Der englische Charakter war nach den hauptsächlichsten Seiten zu Chaucer's Zeit derselbe wie zu Elisabeth's oder Anna's Zeit oder heutzutage. Aber zu diesem gemeinschaftlichen Element waren in einem Zeitalter diese, im andern jene Eigenschaften hinzugekommen; einige dieser Eigenschaften schienen es in diesem, andere in einem andern Zeitalter zu überstrahlen. Wir übersehen und vergessen das Feststehende, während wir nur das Wandelbare beobachten. Aber — jetzt kommt die Hauptfrage — woher kommt jenes

Wandelbare? Woher kommt es, dass plötzlich in einer ruhigen Zeit, sagen wir in der Zeit der Königin Anna, eine besondere Literatur, eine ausgeprägte Abweichung des menschlichen Ausdrucks auftritt, die alles, was zu jener Zeit geschrieben wird, durchdringt und eigenthümlich macht?

Die richtige Erklärung dafür ist etwa folgende: Ein hervorragender Schriftsteller gewinnt eine Art von Vorsprung, weil das, was er schreibt, etwas, oft nur sehr wenig, angemessener für die ihn umgebenden Geister ist, als irgendein anderes schriftstellerisches Erzeugniss. Dieser Schriftsteller ist sehr häufig nicht gerade derjenige, der in der Nachwelt fortlebt, nicht derselbe, der den Stil des betreffenden Zeitalters seinem Ideal am nächsten bringt und ihm seinen Reiz und seine Vollendung gibt. Nicht Addison war der erste Essayschreiber zu Anna's Zeit, sondern Steele; der kräftige, vorwärtsstrebende Mann war es, der den ersten rohen Anfang dazu machte, aber der weise, nachdenkliche Mann verbesserte ihn und arbeitete ihn sorgsam aus, und diesen liest die Nachwelt. Irgendein einflussreicher Schriftsteller oder eine Gruppe von Schriftstellern packen den Volksgeist, und durch einen eigenthümlichen Process haben bald andere Schriftsteller sich in ihr Gewand gekleidet. Nach mancher Richtung hin ist diese Anpassung durch einen sehr einfachen, nicht im mindesten wunderbaren Vorgang herbeigeführt worden, nämlich durch bewusste Nachahmung: A sieht, dass B's Art und

Weise Erfolg hat, und so ahmt er sie nach. Aber solche ausdrücklich beabsichtigte Nachahmung ist immer doch selten; originelle Menschen mit eigenen Gedanken kleiden dieselben nicht gern absichtlich in erborgte Worte. In der That kann kein Mensch wirklich gute Gedanken fassen, wenn er sich darauf verlegt, einen fremden Stil nachzuahmen. Ausserdem sind sehr wenig Männer der stetigen, meist sehr dummen und misverstandenen Arbeit gewachsen, einen Stil zu machen. Die meisten Menschen gebrauchen die Worte und den Rhythmus, die gerade in der Luft schweben und die ihnen zufliegen, sie wissen selbst nicht woher; eine unbewusste Nachahmung bestimmt ihren Ausdruck und lässt sie Worte aussprechen, auf die sie nie von selbst gekommen wären. Jeder, der einmal für verschiedene Zeitungen geschrieben hat, weiss, dass ausnahmslos sein Stil den Ton der Zeitung annimmt, für die er gerade schreibt, und dass er den Ton verändert, wenn er anfängt, für eine andere zu schreiben. Er hat wahrscheinlich den Wunsch, den herkömmlichen Stil zu schreiben, an den die Leser der Zeitung gewöhnt sind, aber er ahmt ihn nicht absichtlich nach; er müsste sich Zwang anthun, nicht so zu schreiben, wenn das in seiner Absicht läge. Genau auf dieselbe Weise wie ein Mitarbeiter einer Zeitung ohne bestimmte Absicht seinen Lesern die Art von Worten und Gedanken gibt, an die sie gewöhnt sind, so geben im grössern Massstab die Schriftsteller eines Zeit-

alters ihren Lesern unabsichtlich die Art von Worten und Gedanken, in Wahrheit also die besondere Literatur, welche diese Leser lieben und schätzen.

Und nicht nur wählt der Schriftsteller unabsichtlich die Art des Stils und Inhalts, die am beliebtesten sind, sondern der Schriftsteller selbst ist ein Auserwählter. Ein Schriftsteller fängt nicht an, im herkömmlichen Stil eines Zeitalters zu schreiben, wenn er nicht eine gewisse Tüchtigkeit dazu in sich fühlt oder zu fühlen glaubt, ebenso wenig wie ein heutiger Schriftsteller für eine Zeitung zu schreiben versucht, deren Stil ihm nicht angemessen oder nicht möglich ist. Wenn er es darin versieht, hat es bald ein Ende mit ihm; der Verleger weist ihn zurück und das Zeitalter will ihn nicht lesen. Wie schmerzlich ein solcher traditioneller Stil grossen Schriftstellern im Wege sein kann, welche sich ihm nicht unterordnen wollen, das sieht man recht deutlich an Wordsworth; dieser war so kühn, sich über den hergebrachten Stil hinwegzusetzen und einen eigenen zu schreiben, aber freilich auf die Gefahr, von seinen Zeitgenossen nicht gelesen zu werden. Aber er that das mit vollem Bewusstsein und mit einer gewissen Anstrengung. „Man nimmt an“, sagt er, „dass ein Autor, der in gebundener Rede schreibt, einen förmlichen Vertrag abgeschlossen hat, gewissen gewohnten Ideenverbindungen gerecht zu werden; und dass er nicht nur den Leser davon in Kenntniss setzt, dass gewisse Gedanken und Ausdrücke in seinem Buche gefunden

werden sollen, sondern dass er auch andere sorgfältig vermeiden wird. Das durch die metrische Sprache dem Werke aufgeheftete Zeichen muss in den verschiedenen Zeitaltern der Literatur sehr verschiedene Erwartungen erregt haben; z. B. im Zeitalter des Catull, Terenz oder Lucrez andere als in dem des Statius oder Claudian; und in unserm eigenen Lande zu Shakespeare's, Beaumont's und Fletcher's Zeit andere als zu Donne's und Cowley's oder Pope's Zeit.“ Und dann erklärte Wordsworth in etwas verstimelter Weise, dass er das, was von ihm erwartet werde, weder thun wolle noch könne, sondern dass er in seiner eigenen Art und nur in dieser schreiben werde. Ein strenger, ich möchte sagen puritanischer Genius wird es so machen, aber die meisten genialen Männer sind empfänglich und geschmeidig und verfallen in den Stil ihres Zeitalters.

Die Schriftsteller schreiben also in der Regel das, was ihre Zeitgenossen von ihnen erwarten; oder sie schreiben gar nicht, sondern bleiben entmuthigt stehen, sind ihr Leben lang abgeschreckt, und hinterlassen bei ihrem Tode Fragmente, die von ihren Freunden geschätzt werden, um die sich aber die rauschende Welt nicht kümmert. Die sich nicht fügenden Schriftsteller werden vernachlässigt, die sich fügenden ermuthigt, bis sich vielleicht plötzlich die Mode ändert. Und wie den Schriftstellern, so geht es in geringerem Grad den Lesern. Viele Menschen, ja die meisten schätzen oder glauben doch zu

schätzen, was sie immer vor Augen haben, was ihre Umgebung bevorzugt, und was nach einem überkommenen Urtheil für schätzenswerth gilt; oder wenn ihr Geist zu eigenartig und wunderlich ist, um dem grossen Tross zu folgen, dann geben sie entweder das Lesen ganz auf oder lesen alte Bücher und ausländische Schriften, die unter andern Verhältnissen geschrieben sind und sich an einen andern Geschmack wenden. Das Princip der „Ausmerzungs“, des „Gebrauchs und Nichtgebrauchs“ der Organe, von dem die Naturforscher sprechen, ist hier thätig. Was gebraucht wird, wird kräftiger, was müssig ist, wird schwächer; „denen die haben, soll gegeben werden“; so setzt sich eine bestimmte Art Stil für ein Zeitalter fest, und indem er sich mehr als irgendetwas anderes dem Gedächtniss der Menschen einprägt, wird er das Bezeichnendste für die betreffende Zeit.

Ich glaube, dass das, was wir unter Nationalcharakter verstehen, in vieler Beziehung auf dieselbe Weise entstanden ist. Zuerst bildete eine Art zufälligen Uebergewichts ein Modell, und dann formte jene unüberwindliche Anziehungskraft, jene Nothwendigkeit, welche auch die stärksten Menschen zwingt, das nachzuahmen, was sie vor sich sehen, und das zu werden, was man von ihnen erwartet, die Menschen nach diesem Modell. Dies, glaube ich, ist der Vorgang, durch welchen neue nationale Charaktere in unserer eigenen Zeit entstanden sind. In Amerika und Australien wächst

jetzt eine neue Art des sogenannten Angelsächsischen heran. Ein besonderer Charaktertypus hatte sich aus den Schwierigkeiten des Coloniallebens, aus dem Kampf mit der Wildniss herausgebildet, und dieser Typus hat sich über die Masse verschiedener Charaktere verbreitet, weil ihn die Masse unbewusst nachgeahmt hat. Viele amerikanische Charakterzüge sind unbedingt nützlich und bilden sich heraus aus einem derartigen Leben. Die eifrige Rastlosigkeit, die straffe Spannung des Nervensystems sind bei unausgesetztem Kampf von Nutzen und werden noch erhöht durch denselben. Dieselben Züge scheinen sich jetzt in Australien und überall, wo die englische Rasse in ähnliche Zustände versetzt ist, herauszubilden. Aber selbst bei diesen nützlichen Besonderheiten hat die angeborene Neigung des menschlichen Geistes, sich seiner Umgebung ähnlich zu machen, viel mitgewirkt; ein schwerfälliger Engländer eignet sich oft in wenigen Jahren den lebhaften amerikanischen Blick an; ein Irländer oder Deutscher erlernt ihn gleichfalls, selbst mit allen englischen Eigenthümlichkeiten. Und in hundert andern geringern Punkten, durch die sich der typische Yankee auszeichnet, hatte die Nützlichkeit weder an ihrem Ursprung noch an ihrer Fortpflanzung theil. Irgendeine hervorragende Persönlichkeit, die solche Eigenheiten besass, führte die Mode ein, und bis heutigentags wird sie nachgeahmt. Wer darüber Nachforschungen anstellen wollte, könnte selbst bei uns, selbst

in der heutigen Gleichmachungszeit, Kirchspiels-eigenthümlichkeiten finden, die aus einem frühern Vorgange entstanden und durch gewohnheitsmässige Nachahmung sorgfältig erhalten worden sind. Ein Nationalcharakter ist weiter nichts als ein erfolgreicher Kirchspielscharakter; gerade wie die Nationalsprache nur der erfolgreiche Kirchspielsdialekt ist, d. h. der Dialekt desjenigen Bezirks, der etwas einflussreicher wurde als andere Bezirke und somit über Literatur und Gesellschaft seine Herrschaft ausbreitete.

Ich könnte darüber noch viel sagen, denn ich glaube, dass diese unbewusste Nachahmung die hauptsächlich wirkende Kraft beim Entstehen des Nationalcharakters ist; aber ich habe schon mehr als nöthig darüber gesagt. Jeder, der nur die Hälfte dieser Beweisgründe prüft, wird zugeben, dass die Nachahmung von grosser Wirkung ist, ein mächtiger Hebel, den man anerkennen und beachten muss. und für meinen Zweck bedarf es nicht mehr. Ich habe nur den Einfluss des festgespannten frühesten Staatswesens und des strengen ersten Gesetzes auf die Entstehung des Corporationsgeistes nachzuweisen. Dieser setzte einen überwiegenden Typus fest, stellte eine Art Vorbild auf und bildete ein Ideal; dieses wurde verehrt, nachgeahmt und beobachtet aus den gemischtesten Empfindungen, aber vor allem, weil es die vorgeschriebene Aufgabe, die damals angenommene Form der menschlichen Thätigkeit war. Sobald ein über-

wiegender Typus festgesetzt war, that der Nachahmungstrieb des Menschen das übrige. Die Ueberlieferung, die dem Lykurg die spartanische Gesetzgebung zuschrieb, war thatsächlich unrichtig; aber es lag ihr ein richtiger Sinn zu Grunde. Bei der Entstehung von Staaten gewannen starke, eifrige Menschen Einfluss auf kleinere Haufen und gaben diesen die Form, die ihnen genehm war und die sie beibehielten.

Erst nachdem wir uns die ruhige Weise, in welcher sich nationale Charaktere ausbilden, recht klar vorgestellt haben, können wir die Abneigung verstehen, welche alte Regierungsformen gegen den Handel hatten. Es muss etwas Besonderes um diese Abneigung gewesen sein, denn die besten Philosophen, Plato und Aristoteles, theilten sie. Sie sahen den Handel als die Quelle alles Verderbens an, wie ein moderner Volkswirthschafter ihn als die Quelle des Gewerbfleisses ansieht. Und alle alten Regierungen folgten den Grundsätzen jener Philosophen.

Dr. Arnold sagt darüber in ironischer Weise und im Geiste der neuen Zeit: „Freilich musste die Staatsklugheit des alten Priesteradels von Aegypten und Indien bestrebt sein, den Sinn ihres Volks vom Seewesen abzuziehen und ihnen die Beschäftigung des Seemanns als unvereinbar mit der Reinheit der höchsten Kasten darzustellen. Die See verdiente von den alten Aristokratien gehasst zu werden, um so mehr, als sie das mächtigste Werk-

zeug der Civilisation war.“ Aber die alten Oligarchien hatten ihre eigene Aufgabe, wie wir gesehen haben. Sie legten der menschlichen Natur ein erziehendes Joch auf, das diese für ihre spätern Zwecke tauglich machte. Sie lösten ihre Aufgabe, und wir übernahmen die weitere Lösung. Für ihr hauptsächliches Werkzeug, die unbewusste Nachahmung, wurde kein Hinderniss so gefahrbringend als fremder Verkehr. Die Menschen ahmen das nach, was sie vor Augen haben, wenn ihnen keine Wahl bleibt; sobald sie aber verschiedene Dinge sehen, unter denen manches schlechter oder besser ist, so wählen sie nicht das eine. „Wer zweierlei Sprache spricht, ist ein Taugenichts“, sagt das Sprichwort, und drückt damit sehr richtig die Empfindungen der ursprünglichen Gemeinwesen aus beim plötzlichen Auftreten neuer Gedanken und neuer Vorbilder. Die alten Oligarchien wollten ihren Typus rein erhalten und zu diesem Zweck waren sie im Recht, die Fremden fern zu halten.

„Rassenunterschiede“, sagt Dr. Arnold irgendwo in einer hervorragenden Abhandlung, seiner letzten über sein beliebtes Thema, die griechische Geschichte, „hatten nicht jenen abscheulichen, phantastischen Charakter wie in der Jetztzeit; sie enthielten wirkliche Verschiedenheiten der wichtigsten Art in religiöser und moralischer Beziehung.“ Und nachdem er das weitläufig durch Beispiele erläutert hat, fährt er fort: „Es ist nicht zu verwundern, dass Thucydides, als er von der gemeinschaftlichen

Gründung einer Stadt durch Ionier und Dorer spricht, hinzufügen zu müssen glaubte, «dass die vorwiegenden Einrichtungen ionische waren», denn je nachdem sie von einem oder dem andern Stamm herkamen, musste der vorwiegende Typus ein anderer werden. Und daher konnte auch die Mischung verschiedener Rassen im selben Gemeinwesen zu leicht alle Beziehungen des menschlichen Lebens und alle Begriffe von Recht und Unrecht verwirren, wenn nicht eine Rasse ein vollständiges Uebergewicht ausübte; denn hätte man unter Menschen von so engen Beziehungen, als Mitbürger einer und derselben Stadt haben, Unterschiede in den hauptsächlichsten Punkten des menschlichen Lebens gelten lassen, so hätte das leicht zu allgemeiner Sorglosigkeit und zum Unglauben führen und die Vorstellung einbürgern können, als ob Recht und Unrecht nicht wirklich beständen, sondern nur Gebilde der menschlichen Phantasie seien.“ Von diesem Gesichtspunkt aus hatten die Oligarchien Recht. Der Handel führt diese Vermischung der Vorstellungen, dieses Zusammenbrechen alter Glaubensbekenntnisse unvermeidlich mit sich. Heutigen-tags ist das sein grösster Vorthail; er bereichert unsere Vorstellungen. Aber in frühern Zeiten hatte die Vorsehung „die Völker geschieden“. Und erst nachdem ihre moralischen Vorstellungen durch die vererbte Zucht vieler Zeitalter ganz festgestellt sind, kann solche Bereicherung der Vorstellungen ohne Schaden ertragen werden.

ZWEITES BUCH.

Der Nutzen des Kampfes.

I.

„Der Unterschied zwischen Fortschritt und Stillstand“, sagt einer unserer grössten lebenden Schriftsteller, „ist eins der grossen Geheimnisse, das der Wissenschaft noch zu ergründen bleibt.“ Ich mache gewiss nicht den Anspruch, es vollständig zu ergründen; aber es scheint mir unzweifelhaft, dass das Räthsel seiner Lösung nahe ist, und dass wissenschaftliche Erfolge in verwandten Fächern durch Analogie einige Grundsätze liefern, welche seine grössten Schwierigkeiten beseitigen und den Weg angeben, auf welchem spätere Schwierigkeiten beseitigt werden können.

Aber worin liegt die Schwierigkeit der Lösung? Der allgemein englischen, oder ich könnte wol sagen, der allgemein civilisirten Auffassung ist das nicht klar. Unsere Lehrer, unsere alltägliche Unterhaltung, unsere unvermeidlichen, unausrottbaren Vorurtheile, alles wirkt zusammen, uns den „Fortschritt“ als eine normale Thatsache in der mensch-

lichen Gesellschaft erscheinen zu lassen, eine That-
sache, deren Ausbleiben uns in grosses Erstaunen
versetzen würde. Aber die Geschichte widerlegt
diese Annahme. Die Alten hatten keine Vorstel-
lung vom Fortschritt; sie brauchten den Gedanken
nicht zu verwerfen, denn er kam ihnen gar nicht
in den Sinn. Die Nationen des Orients nehmen
unverändert denselben Standpunkt ein, seitdem die
Geschichte von ihnen berichtet. Auch die Wilden
vervollkommen sich nicht; sie scheinen kaum eine
Grundlage zu haben, auf der sie weiter bauen
könnten. Nur wenige Nationen und zwar nur die
europäischen machen Fortschritte; und dennoch
glauben diese und, wie es scheint, aus Gründen,
die für unanfechtbar gelten, dass ein solcher Fort-
schritt unvermeidlich, natürlich und ewig sei. Wo-
her kommt nun dieser grosse Gegensatz?

Bevor wir antworten können, müssen wir genauer
nachforschen. Die Geschichte zeigt unzweifelhaft,
dass die meisten Nationen jetzt still stehen; aber
sie gibt auch Grund zur Vermuthung, dass alle
Nationen zu irgendeiner Zeit einmal vorgeschritten
sind. Ihr Fortschritt wurde auf verschiedenen
Punkten zum Stillstand gebracht; aber nirgend,
wahrscheinlich selbst nicht bei den Bergstämmen
Indiens, selbst nicht bei den Andaman-Insulanern
oder bei den Wilden des Feuerlandes, finden wir
Menschen, die nicht ein Stück Wegs zurückgelegt
hätten. Sie haben ihren geringen Fortschritt auf
hunderterlei Weise vollzogen; sie haben mit unend-

licher Emsigkeit hundert merkwürdige Gebräuche ausgesonnen; sie haben sich, sozusagen, in die unbequemen Winkel eines verwickelten Lebens hineingepresst. Und diese Winkel gleichen sich nicht auf zwei Punkten der Welt. Unsere Geschichte beginnt mit tausend unwandelbaren feststehenden Einrichtungen, aber sie zeigt auch die Spuren vorhergegangener Schöpfungen. In geschichtlicher Zeit entdeckt man wenig Fortschritt; in vorgeschichtlicher Zeit muss ein grosser gemacht worden sein.

Um die Frage zu lösen, müssen wir diesen bemerkenswerthen Unterschied in Betracht ziehen und ebenfalls erklären, sonst würden unsere Lehren unvollkommen, wenn nicht vollständig falsch sein. Aber worin besteht nun diese Lösung oder durch welche Grundlehren kommen wir ihr näher? Drei Gesetze kann man, glaube ich, aufstellen; und obgleich ich nur mit einem derselben in dieser Abhandlung zu thun habe, so will ich doch alle drei aufführen, damit man sieht, worauf ich hinziele.

Erstens: In jedem Zustande der Welt haben die Nationen das Uebergewicht über die andern, welche die kräftigsten sind; und in Bezug auf gewisse ausgeprägte Eigenthümlichkeiten sind die kräftigsten auch die besten.

Zweitens: Innerhalb jeder gesonderten Nation wird der nach dieser oder jener Seite hin anziehendste Charaktertypus der vorherrschende; und der anziehendste ist, freilich mit Ausnahmen, auch der nach unserer Anschauung beste.

Drittens: In den meisten historischen Fällen haben keine äussern Kräfte verstärkend auf diese beiden Ursachen eingewirkt; aber gerade bei denjenigen, welche jetzt im einflussreichsten Theile der Welt vorwiegen, war dies der Fall.

Mit dieser Art von Lehren sind wir in der Naturwissenschaft unter dem Namen „Zuchtwahl“ vertraut geworden; und wie jeder grosse wissenschaftliche Gedanke seine Grenzen erweitert und zur Lösung anderer weitabliegender Fragen beiträgt, so auch hier, wo das, was für rein naturgeschichtliche Fragen aufgestellt worden war, mit einer Aenderung in der Form, aber nicht im Inhalt, auf die Geschichte der Menschheit angewandt werden kann.

Im Anfang waren aus religiösen Ursachen Einwendungen gegen diese Lehre von der „Zuchtwahl“ in der Naturwissenschaft erhoben worden; man hatte geglaubt, dass ein so mächtiger Gedanke, eine so grosse Veränderung der Vorstellungen gefährden müsste, was den Menschen werth war. Aber in diesen wie auch in andern Beziehungen wird dieser Einwand, glaube ich, immer mehr widerlegt; die Einsicht nimmt immer mehr überhand, dass dieser neue Lehrsatz nur dem äusserlichen religiösen Beiwerk Schaden bringt, der Religion selbst aber nicht. Auf alle Fälle aber wird gegen die Art der Anwendung, die hier von ihm gemacht werden soll, nichts zu sagen sein, denn wir wollen nur die Analogien, die sich für unsere Zwecke aus

dieser Lehre ergeben, aufsuchen und verfolgen. Ein jeder gibt zu, dass die menschliche Gesellschaft durch gewisse Gesetze regiert wird, und unser einziger Zweck ist, auf mehr oder weniger deutliche Weise einen unendlich kleinen Theil jener Gesetze anzudeuten.

Bei Besprechung dieser drei Grundlehren ist es schwer, sie ganz auseinanderhalten; aber ich habe hier fast ausschliesslich mit der ersten zu thun, mit jenen von der Concurrenz der Nationen oder Stämme (ich muss diese Wörter in ihrem weitesten Sinne gebrauchen, sodass sie eine jede zusammengehörige Vereinigung menschlicher Wesen einbegreifen), und selbst über diese eine kann ich nur wenige allgemeine Betrachtungen anstellen.

Der Fortschritt der Kriegskunst ist die augenscheinlichste, fast hätte ich gesagt prächtigste Thatsache in der Menschheitsgeschichte. Die Civilisation des Alterthums kann in vieler Beziehung mit der modernen verglichen und glaubwürdige Beweisgründe zu Gunsten der erstern beigebracht werden; aber was militärische Macht anbelangt, können sie nicht verglichen werden. Napoleon würde unstreitig Alexander besiegt, unsere indische Armee würde keinen Respect vor dem Rückzuge der Zehntausend haben. Und ich glaube, die Verbesserung ist stetig vor sich gegangen. Ich mache nicht den geringsten Anspruch auf Specialkenntniss; aber wenn man auch nur ganz oberflächlich die Thatsachen betrachtet, so scheint doch, sozusagen, die ge-

sammte Schlachtordnung der Menschheit, die Kampffähigkeit der menschlichen Rasse stetig und unausgesetzt gewachsen zu sein. Es ist wahr, dass die alte Civilisation lange Zeit den „Barbaren“ Widerstand geleistet hat und dann von diesen zerstört wurde. Aber die Barbaren hatten sich vervollkommnet. „Allmählich“, sagt Herr Bryce, „war es dahin gekommen, dass barbarische Söldner den grössten oder wenigstens bedeutendsten Theil des römischen Heeres ausmachten. Die Leibgarde des Augustus war aus ihnen gebildet; die Prätorianer wurden gewöhnlich aus den tapfersten Grenztruppen gewählt, zum grössten Theil aus Germanen.“ „So“, fährt er fort, „war in verschiedener Hinsicht der alte Gegensatz gebrochen; die Römer liessen Barbaren zu Rang und Würden kommen; und die Barbaren nahmen manches in Sitten und Cultur von ihren Nachbarn an. Und so setzten sich, als die Schlussbewegung kam, die teutonischen Stämme langsam in den Provinzen fest, deren Art und Weise ihnen bekannt war und als deren Mitbürger sie gern angesehen sein wollten.“ Freund und Feind zusammengenommen, wird wol die gesammte Kampffähigkeit der beiden Armeen beim Fall des Kaiserreichs nicht kleiner gewesen sein als während der langen Zeit seines Bestandes. Im Mittelalter war die menschliche Kraft scheinbar geringer. Aber dieser Mangel ist nur politischer, nicht militärischer Natur. Wenn man alle die vielen kleinen Heere eines Jahrhunderts zusam-

menrechnete, würden sie vielleicht dem einen oder den wenigen Heeren früherer Jahrhunderte gleichkommen oder dieselben noch übertreffen. Im ganzen genommen und mögliche Ausnahmen abgerechnet, ist die Gesamtkampffähigkeit der Menschheit ungeheuer gewachsen und ist im Zunehmen begriffen, seitdem wir etwas von ihr wissen.

Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts waren in ewiger Furcht vor einer Eroberung durch die Barbaren, aber nur weil ihre Einbildungskraft von den alten Eroberungen verdunkelt und eingeschüchtert war. Ein wenig Ueberlegung würde ihnen gezeigt haben, dass, seitdem die Culturstaaten das Monopol der militärischen Erfindungen besitzen, sich die wirkliche militärische Macht auf die letztern beschränkt. Die Barbaren sind nicht einmal mehr besiegte Mitbewerber; sie haben überhaupt aufgehört, sich zu messen.

Die militärischen Mängel der Civilisation sogar scheinen in dem Masse abzunehmen, als die militärische Macht zunimmt. Auf alle Fälle macht die Civilisation die Menschen nicht mehr unmännlich und unkriegerisch wie in frühern Zeiten. Unsere Nervenfaser hat sich gekräftigt, wenn nicht physisch, so doch moralisch. In alten Zeiten war eine städtische Bevölkerung nicht zum Kampf zu bringen, konnte anscheinend nicht kämpfen; sie verlor ihre Geistesgegenwart und wol auch ihre Körperstärke. Aber heutigentags könnten in allen Ländern die grossen Städte eine unzählige Menge

von Menschen liefern, die nur der Uebung bedürften, um gute Soldaten voll Tapferkeit und Kraft zu werden. So war es in Amerika, so war es in Preussen und so würde es auch in England sein. In alten Zeiten wurde die Menge durch Handel und Luxus untüchtig für den Krieg; aber die moderne Gesellschaft widersteht diesem Einfluss.

Eine merkwürdige Thatsache deutet wahrscheinlich, wenn nicht gewiss, auf dasselbe hin. Die Wilden verschwinden vor der neuen Civilisation, und doch scheinen sie sich vor der alten behauptet zu haben. Man findet keine Wehklage zu Gunsten der Barbaren bei irgendeinem classischen Schriftsteller. Die Neuseeländer sagen, dass das Land ihren Kindern nicht mehr gehören würde; die Australier sind im Verschwinden; die Tasmanier sind schon verschwunden. Wenn sich etwas Aehnliches im Alterthum ereignet hätte, würden die classischen Moralisten sicher ihre Betrachtungen darüber angestellt haben; denn gerade derartige grosse feierliche Dinge sind ganz in ihrem Geschmack. Aber im Gegentheil, in Gallien, in Spanien, in Sicilien, überall ertrugen die Barbaren die Berührung mit den Römern, und die Römer verbanden sich mit ihnen. Die moderne Wissenschaft hat eine Erklärung für dieses Verschwinden der wilden Rassen; sie sagt, dass es Krankheiten gibt, welche wir, aber nicht diese Wilden überstehen können, und dass sie davor wegsterben, wie unser gemästetes und gehütetes Rindvieh durch die Rinderpest weg-

gerafft wurde, während dieselbe für das abgehärtete Steppenvieh verhältnissmässig unschädlich war. Die Wilden waren im ersten Jahre der christlichen Zeitrechnung ziemlich genau dasselbe, was sie in unserm Jahrhundert sind; und wenn sie die Berührung mit der alten civilisirten Menschheit vertragen konnten, diejenige mit uns aber nicht, so folgt daraus, dass unsere Rasse muthmasslich zäher ist als die alte, denn wir haben die Keime grösserer Krankheiten zu ertragen als die Alten. Wir können die sich gleichbleibenden Wilden vielleicht als Massstab benutzen, um die Stärke der Constitutionen derer zu messen, die mit ihnen in Berührung kommen.

Einzelne Schlussfolgerungen mögen zweifelhaft sein, aber die Thatsache steht fest: dass die militärische Kraft des Menschen seit der frühesten historischen Zeit bis auf unsere neueste im steten Wachsen war. Und wir müssen uns nicht auf die Zeiten der schriftlich beglaubigten Geschichte beschränken, sondern noch auf ältere zurückgehen, die uns nur durch thatsächliche Beweise, wie der Jurist sich ausdrückt, durch die Beweiskraft der Dinge bekannt sind. Vor Beginn aller Geschichte hatte sich zum mindesten ein ebenso grosser Fortschritt vollzogen als seitdem. Die römischen Legionen oder homerischen Griechen waren den Menschen der Muschelwälle oder Feuersteinwerkzeuge um ebenso viel überlegen, als wir es den erstern sind. So lange wir, entweder durch schriftliche Docu-

mente oder hinterlassene Zeichen, etwas vom Dasein des Menschen wissen, hat eine beständige Zunahme seiner militärischen Kraft stattgefunden.

Die Ursache dieses militärischen Fortschritts ist klar. Die stärkste Nation hat zu jeder Zeit die schwächern besiegt, zuweilen sogar vollkommen unterdrückt, jedenfalls aber immer beherrscht. Jeder intellectuelle Fortschritt, den eine Nation machte, wurde in den frühesten Zeiten zu Gunsten des Kriegs ausgenutzt; alles andere wurde vernachlässigt. Jede Nation bestrebte sich fortwährend, die stärkste zu sein, und machte die besten Waffen oder ahmte sie nach; durch bewusste und unbewusste Nachahmung bildete sich jede Nation einen für den Krieg und die Eroberung passenden Charaktertypus. Der Sieg verbesserte die Menschheit durch die Mischung verschiedener Kräfte; der Waffenstillstand, den man damals Friede nannte, verbesserte sie durch den Wetteifer der Waffenübungen und die daraus folgende neue Kraftentwicklung. Seit jener Zeit als die langschädeligen Menschen die kurzschädeligen¹ aus dem besten

¹ Die Ethnologen unterscheiden in der Schädelform der kaukasischen Rasse zwei typische Formen, die der Langschädel (Dolichocephalen), deren Durchmesser von vorn nach hinten den Breitendurchmesser bedeutend übertrifft, und die der Rundsädel oder Kurzschädel (Brachycephalen), deren Durchschnitt fast kreisrund ist. Die Ureinwohner Mitteleuropas gehörten dem zweiten Typus an, wurden aber von germanischen Stämmen verdrängt, welche lange oder ovale Schädel haben.

Anm. d. Red.

Theile Europas vertrieben haben, ist die ganze europäische Geschichte die Geschichte der Siege der militärisch besser geschulten Rassen über die weniger geschulten, eine Geschichte der abwechselnd erfolgreichen Anstrengungen einer jeden Rasse, sich militärisch zu vervollkommen. Und so musste auch die Kriegskunst sich unausgesetzt vervollkommen.

Aber woher kommt es, dass eine Nation kräftiger ist als die andere? In der Beantwortung dieser Frage liegt, glaube ich, die Erklärung des wesentlichsten Fortschritts der frühesten Civilisation, ja aller Civilisation überhaupt. Die Antwort lautet, dass es sehr viele grosse und kleine Vorzüge gibt, deren jeder die Nation, in deren Besitz er ist, andern Nationen überlegen macht; dass viele dieser Vorzüge unterjochten Rassen übertragen oder durch concurrirende Rassen nachgeahmt werden können, und dass, obgleich einige dieser Vorzüge vergänglich oder unnachahmbar sein mögen, im ganzen dennoch die Kraft der Civilisation durch die Vereinigung und die Concurrenz der Kräfte wächst.

II.

Bei weitem der grösste Vorthail ist derjenige, von welchem ich bisher hauptsächlich gehandelt habe. Die Grundbedingung jedes Fortschritts ist, dass die Menschheit, wenn ich so sagen darf, eine

gesetzliche Faser erlangt, ein Staatswesen, ein Gesetz, eine Persönlichkeit oder mehrere Persönlichkeiten, denen Ehrerbietung dargebracht wird, gleichgültig, wie diese beschaffen sein mögen.

Es ist irgendwo gesagt worden, dass man sich den Unterschied zwischen civilisirten und uncivilisirten Menschen nicht gross genug denken kann; dass er grösser ist, als zwischen einem zahmen und einem wilden Thier, weil der Mensch grösserer Vervollkommnung fähig ist. Aber im Anfang war der Unterschied fast auf dieselbe Weise herbeigeführt worden. Die Zähmung der Thiere, wie sie jetzt bei wilden Nationen ausgeführt wird und wie sie uns Reisende beschreiben, beruht auf einer Art von Zuchtwahl. Die wildesten werden getödtet, wenn sich ein Bedarf nach Nahrung einstellt, und die zahmsten und die am leichtesten zu behandelnden werden geschont, weil sie für die menschliche Trägheit am angenehmsten sind und der Besitzer sie daher vorzieht. Kapitän Galton, der häufig merkwürdige Scenen dieser Art beobachtet hat, beschreibt den Vorgang folgendermassen: „Die unverbesserlich wilden Stücke einer jeden Heerde entspringen gewöhnlich und sind vollständig verloren; die wildern von den zurückbleibenden werden sicherlich immer zum Schlachten ausgewählt, so oft man gezwungen ist, eins von der Heerde zu tödten. Das zahmste Vieh, welches selten wegläuft, die Heerde zusammenhält und sie auf dem Heimwege anführt, lässt man länger am Leben

als das übrige. Daher werden diese Thiere hauptsächlich die Aeltern des Stammes und vermachen ihre zahmen Neigungen der künftigen Heerde. Ich habe stets bei den Viehzucht treibenden Wilden von Südamerika diesen Verlauf der Zuchtwahl beobachtet. Ich halte ihn für sehr wichtig wegen seiner Strenge und Regelmässigkeit. Er muss seit den frühesten Zeiten bestanden haben und in fortwährender Wirksamkeit, von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag geblieben sein.“¹

Der Mensch, als das stärkste aller Thiere, unterscheidet sich von den übrigen; er musste sein eigener Zähmer sein; er musste sich selbst bezähmen. Und das geschah dadurch, dass die gehorsamsten, die zahmsten Stämme auf der ersten Stufe im Kampf ums Dasein auch die kräftigsten waren und Sieger blieben. Alle waren damals noch sehr wild; die thierische Kraft, die wilde Tapferkeit der Rasse war noch nirgends verschwunden und alle hatten noch genug davon. Aber was einen Stamm oder einen werdenden Stamm von einem andern unterschied, war seine Fähigkeit zum Zusammenhalten. Das geringste Zeichen einer gesetzlichen Entwicklung, die leiseste Andeutung einer militärischen Fessel genügte, den Ausschlag zu geben. Die am meisten gezähmten Stämme siegen, weil sie am besten zusammenhalten. Die Civilisation

¹ Ethnological Society's Transactions, vol. III, p. 137.

nimmt ihren Anfang, weil der Beginn der Civilisation ein militärischer Vorthail wird.

Wenn wir historische Erzählungen aus der vorhistorischen Zeit besäßen, wenn irgendeine übermenschliche Macht die Gedanken und Thaten der Menschen Jahrhunderte vorher, ehe sie es selbst thun konnten, niedergeschrieben hätte, würden wir wahrscheinlich erfahren, dass der erste Schritt zur Civilisation der schwerste war. Aber wenn wir zu der wirklichen Geschichte kommen, sind wir betroffen von der Schwierigkeit des folgenden Schritts. Alle die vollkommen unzusammenhängend lebenden Menschen, alle die „Cyklopen“ waren längst verschwunden, ehe es einen beglaubigten Bericht über sie gab. Und die am wenigsten zusammenhängenden erhielten sich nur in den sozusagen „geschütztesten“ Theilen der Erde. Die gewöhnliche Civilisation beginnt in der Nähe des Mittelmeeres; die beste vorgeschichtliche war sicherlich nicht weit davon entfernt. Von diesem Mittelpunkt aus hat sich der erobernde Schwarm immer mehr vergrößert; hat seine unterworfenen Ländereien stetig, wenn auch nicht gleichförmig, von Zeitalter zu Zeitalter erweitert, aber immer nur in engen Grenzen. Ein Atlantischer, ein Stiller Ocean, eine Südsee, ein unnahbares Inneres von Afrika, ein unerreichbares, unwirthliches Hinterindien lagen ausserhalb seines Ganges. In solchen entlegenen Plätzen gab es keinen wirklichen Wettstreit, und so blieben dort uncivilisirte, lose verbundene Menschen bestehen.

Aber in den Theilen, wo Concurrenz herrschte, wo der bessere Mann auf den schlechtern eindrang, konnten solche halbfertige Verbindungen nicht andauern. Sie sterben aus und die Geschichte beginnt erst, nachdem sie verschwunden sind.

So verhält es sich mit der ganzen Gruppe der aufgehaltenen Civilisationen. Ein sehr grosser Theil der Erde scheint vollständig vorbereitet, im Besitz aller Mittel zu sein, um etwas Gutes zu erreichen; da plötzlich scheint er stillgestanden und sich nicht weiter entwickelt zu haben. Indien, Japan, China, fast sämtliche orientalische civilisirte Nationen, so verschieden sie auch in allem andern sind, gleichen sich hierin. Sie machen den Eindruck, als seien sie plötzlich stehen geblieben, als gar keine Ursache zum Stillstand war und ein unbetheiligter Beobachter sie im besten Fortschritt geglaubt haben würde.

Der Grund hiervon ist, dass nur diejenigen Nationen fortschreiten können, welche die wesentliche Eigenthümlichkeit, die dem menschlichen Organismus so gut wie allen andern Organismen verliehen worden ist, bewahrt und angewandt haben. Vermittels eines Gesetzes, dessen Ursache wir nicht kennen, das aber zu den wichtigsten gehört, durch welche die Vorsehung die Welt regiert und leitet, herrscht einerseits die Neigung in den Abkömmlingen, ihren Erzeugern ähnlich zu sein, andererseits eine Neigung, sich von ihnen zu unterscheiden. Die Arbeit der Natur beim Schaf-

fen ist Flickwerk, halb Aehnlichkeit, halb Gegensatz. Nach manchen Seiten hin ist eine Generation der vorhergehenden ähnlich und nach andern Seiten hin ist sie ihr unähnlich. Aber die Eigenthümlichkeit einer stillstehenden Civilisation besteht darin, die Abweichungen bei der Geburt zu erstickten; das heisst schon in früher Kindheit und ehe sie sich entwickeln können. Der feststehende Gebrauch, den die öffentliche Meinung allein duldet, ist allen Geistern gleichmässig auferlegt, ob er ihnen zusagt oder nicht. In diesem Falle fühlen alle, dass der Gebrauch den einzigen Schutz vor der nackten Tyrannei und die einzige Sicherheit für das, was ihnen theuer ist, gewährt. Die meisten orientalischen Gemeinwesen sind auf einem Boden ansässig, der in der Theorie das Eigenthum eines despotischen Herrschers ist, und sie könnten weder für sich noch für ihre Familien die Grundlagen einer bescheidenen Existenz erlangen, wenn sie nicht den Boden zu gewissen festgesetzten Bedingungen inne hätten. In diesem Zustande der Gesellschaft ist der Boden für alle, mit Ausnahme einer winzig kleinen, geschickten Minderheit, ein Lebensbedürfniss, und da alles vorhandene Land besetzt ist, so ist ein Mann, der von seinem Pachtgut vertrieben wird, ausserhalb der Welt und muss sterben. Und unsere Vorstellung geschriebener Miethscontracte ist in einer Welt, wo es weder Lesen noch Schreiben gibt, ebenso wenig am Platz wie ein Parlament bei den Andaman-Insulanern.

Da ist denn nur ein einziger Schirm, ein einziger Schutz für Gut und Leben möglich, das ist der Gebrauch. Und es ist nur zu klar, dass in solchen Zeiten und Ländern die Menschen an den Gebräuchen festhalten, weil die Gebräuche allein sie vor dem Hungertod schützen.

Eine noch mächtigere Ursache wirkte mit. Dryden hatte einen Traum von einem frühesten Zeitalter, „als wild im Wald der edle Wilde lief“, aber „als tief gebeugt im Wald der Wilde kroch“ würde wohl besser auf das gepasst haben, was wir von dieser frühesten, armseligen und peinvollen Periode wissen. Es fehlte ihnen nicht nur jede Annehmlichkeit, jede Bequemlichkeit, die leiseste Andeutung eines genussreichern Lebens; auch innerlich fühlten sie sich ebenso unbehaglich wie äusserlich. Ihr Geist war voller Furcht. Soweit wir aus den Spuren ersehen, fürchteten sie sich vor allem: vor Thieren, vor den Angriffen benachbarter, vor möglichen Einfällen fernerer Stämme. Aber vor allem waren sie in Furcht vor „der Welt“; das Schauspiel der Natur erfüllte sie mit Angst und Schauer. Sie bildeten sich ein, unsichtbare Mächte müssten durch Schmeicheleien besänftigt werden, und zwar oft auf entsetzliche Weise. Selbst unter sehr civilisirten Rassen sind depravirte religiöse Vorstellungen nicht selten zu finden. Die Menschen ändern ihre Religion langsamer als irgend etwas anderes; und demgemäss haben wir Religionen aus Zeitaltern (wie sich Herr Lowett aus-

drückt) „vor Entstehung der Moral“, aus Zeitaltern, deren bürgerliches Leben, allgemeine Grundsätze und alle sonstigen Anschauungen längst für uns todt sind. „Jeder Leser der Alten“, sagt Dr. Johnson, „findet ihre Mythologie abgeschmackt.“ In dieser alten Welt, die in so vielen Dingen unserer modernen gleicht, ihr oft ähnlicher ist als spätere Geschichtsepochen, gibt es doch eine Seite, zu der wir in keiner Beziehung zu stehen scheinen, die wir anstaunen und von der wir uns nicht vorstellen können, wie sie Glauben finden, oder wie sie entstehen konnte. Das ist die archaistische Seite derselben Welt, die wir schon für so alt halten; eine „Alterthümlichkeit“, die, wenig verändert, vielleicht aus längst vergangenen Zeiten auf sie herabgekommen war, aus Zeiten, die ihnen ebenso unverständlich waren, wie uns, wenn nicht noch unverständlicher. Wie diese schreckliche Religion, denn schrecklich war sie in allen ihren Einzelheiten, obwol wir, wie die Alten, ihre anziehenden Seiten zu künstlerischen Zwecken verwenden, auf dem Menschen lastete, stellt das grosse Gedicht des Lucrez, von allen classischen Werken das unserm neunzehnten Jahrhundert angemessenste, mit so lebendigen Empfindungen dar, dass wir uns davon ergriffen fühlen. Dennoch ist die classische Religion noch mild und weich im Vergleich zu andern übriggebliebenen Religionen. Um gleich die schlimmste dieser Art kennen zu lernen, müssen wir uns nach Amerika wenden, da

wo die Concurrency am geringsten und eine durchdringende Civilisation nicht bestand; zu Religionen wie die der Azteken.

Auf den ersten Blick scheint man sich schwer einen Begriff davon machen zu können, was für einen Beruf diese entsetzlichen Religionen im Welt-haushalt auszuüben bestimmt sind. Vollkommen kann es auch niemand erklären. Aber einen Nutzen hatten sie auf alle Fälle. Sie legten der Menschheit das Joch der Gewohnheit fest auf. Sie umgaben ein fest bestimmtes Gesetz mit einer so furchtbaren Weihe, dass keiner daran denken konnte, ihm zu trotzen.

Es wird niemand diesen Stillstand der Civilisation begreifen können, der sich nicht das enge Dilemma, in dem sich die früheste Gesellschaft befand, klar gemacht hat. Entweder die Menschen hatten gar kein Gesetz und lebten in unordentlichen, zusammenhangslosen Gruppen, oder sie mussten mit unglaublicher Mühe ein festes Gesetz erlangen. Diejenigen, welche diese Schwierigkeit überwanden, vernichteten bald alle andern, die ihnen im Wege waren und kein Gesetz hatten. Und dann wurden sie in ihren eigenen Fesseln festgehalten. Die gewohnheitsmässige Disciplin, welche nur vermittels einer fürchterlichen Weihe der frühern Menschheit auferlegt werden konnte, erhielt sich durch jene Weihe und ertödtete in der ganzen Gesellschaft die Neigung zur Veränderung, welche die Grundlage jeden Fortschritts ist.

Die Erfahrung zeigt, wie unglaublich schwer es ist, die Menschen dahin zu bringen, die Originalität zu unterstützen. In der Theorie lassen sie sie gelten, aber in der Ausübung kehrt der alte Irrthum, der Hunderte von Civilisationen still stehen liess, wieder. Die Menschen hängen zu sehr an ihrer eigenen Lebensweise, haben einen zu grossen Glauben an die Vollkommenheit ihrer eigenen Vorstellungen, unterziehen sich zu ungern der Mühe neuer Gedanken, als dass sie ein verändertes Dasein leicht ertragen könnten; oder hingegen, wenn sie neue Ideen haben, wollen sie dieselben der Menschheit aufzwingen; sie sollen gehört, befolgt und angenommen werden, noch bevor sie sich durch die freie Concurrrenz mit andern Ideen auf natürliche Weise einbürgern. Man kann daher verstehen, woher es kommt, dass so viele Nationen unverändert geblieben sind, wenn man sieht, wie verhasst die Veränderung ist; wie ein jeder sich ihr entgegenstellt; wie nicht nur die Conservativen sie auszurotten suchen, sondern auch die wahren Neuerer äusserst strenge Massregeln erfinden, um die „Ungeheuerlichkeiten und Anomalien“ zu unterdrücken, diese neuen Formen, aus denen nach Auswahl und Prüfung das Beste für die Zukunft bewahrt werden soll. Das, worauf ich hinaus will, ist einfach Folgendes: die wichtigste Vorbedingung für eine das Uebergewicht erlangende Nation ist, dass sie aus dem ersten Zustand der Civilisation schon in den zweiten übergegangen sein muss;

dass sie den Zustand, in welchem das Beharren das Hauptforderniss ist, mit demjenigen vertauscht habe, in welchem die Veränderlichkeit am wichtigsten wird; und man kann nicht eher begreifen, wieso der Fortschritt sich so langsam vollzieht, bis man sich klar gemacht hat, wie schwer der Menschheit dieser Schritt durch die hartnäckigsten Neigungen der menschlichen Natur gemacht wird.

Natürlich muss die betreffende Nation die Vorzüge ihres ersten Zustandes beibehalten, wenn sie zum folgenden übergeht, sonst würde sie niedergetreten werden; sie würde die Vorzüge der Wilden verloren haben, indem sie sich die Anfänge der civilisirten Tugenden verschafft; und die kriegerischen Tugenden der Wilden sind das nothwendige Erforderniss der menschlichen Natur. Carlyle sagt in seiner unumwundenen Weise: „Die schliessliche Frage zwischen je zwei menschlichen Wesen ist: «kann ich dich oder kannst du mich tödten?»“ Die Geschichte ist besäet mit Ueberbleibseln von Nationen, welche einen kleinen Fortschritt auf Kosten eines grossen Theils herber Männlichkeit gewonnen, und dadurch beim ersten Anlass dazu ihren eigenen Untergang herbeigeführt haben. Aber diese Nationen waren zu früh aus dem „vorvolkswirthschaftlichen Zustand“ hervorgegangen; sie sollten lernen, während sie noch zu sehr geneigt waren, zu verlernen. Solche Fälle entkräften nicht, sondern bestätigen den Grundsatz,

dass eine Nation, welche die Fähigkeit der Veränderung gewonnen hat, ohne die Gesetzlichkeit einzubüssen, eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich hat, eine herrschende Nation zu werden.

Auf keine Nation passt eine abstracte Erklärung vollständig; alle Nationen sind Wesen mit vielerlei Eigenschaften und Gesichtspunkten; kein historischer Vorgang erläutert irgendeinen Grundsatz vollkommen; eine jede Ursache ist mit hundert andern verflochten und umgeben. Die beste Geschichtsdarstellung gleicht hierin einem Rembrandt'schen Bild; sie lässt ein kräftiges Licht auf bestimmte bevorzugte Vorgänge, auf die besten und grössten fallen und lässt alles andere in Schatten und Dunkel. Um einen Grundsatz durch eine einzelne Nation zu erläutern, muss man viel übertreiben und viel weglassen. Aber trotzdem können wir Rom, die herrschende Nation der alten Welt, als Beispiel aufstellen. Gewann nicht Rom seine Herrschaft durch Befolgung des besprochenen Grundsatzes? In der dicken Schale seiner starren Gesetzlichkeit war ein Körnchen Anpassungsfähigkeit verborgen. Selbst im römischen Reich findet sich bei aller Strenge des Hergebrachten ein Trieb der Entwicklung, welcher dahin führte, den Inhalt den Ereignissen anzupassen, das zu thun, was die neue Zeit verlangt, unter dem Anschein, nur die Gesetze der alten Zeit zu befolgen. Und durch die ganze Geschichte Roms geht derselbe Zug; jede Generation unterscheidet sich, so lange wir

sie verfolgen können, immer nur wenig, in den besten Zeiten sehr wenig, von der vorhergegangenen. Daher ist seine Geschichte so zusammenhängend in ihrem Verlauf, so verschieden auch die beiden Enden voneinander sind. Die Geschichte vieler Nationen gleicht der Bühne des englischen Schauspiels: die verschiedenartigsten Scenen reihen sich aneinander, eine Hütte folgt einem Palast, eine Windmühle einer Festung. Aber die Geschichte Roms verwandelt sich wie ein gutes Diorama; während man es betrachtet, merkt man kaum eine Veränderung; aber zum Schluss ist die Verwandlung eine vollständige, und es ist kaum etwas vom Anfang übriggeblieben. Gerade so beginnt Rom als eine kleine Stadt und endet als ein Kaiserreich, und die Uebergänge sind kaum bemerkbar. So verhüllt und geschützt lag das zarte Körnchen Fortschritt in dem groben Gewebe der andern Eigenschaften, dass es immer wirken könnte und nie verloren ging.

Ein anderes Beispiel zeigt uns ohne Zweifel, dass die Verbindung von Fortschritt und Gesetzlichkeit nicht die Uebermacht im Kriege sichert. In der jüdischen Nation ist der Typus des Fortschritts in den Propheten, und zugleich der Typus des Beharrens in den Leviten deutlicher ausgeprägt als bei irgendeinem andern alten Volk. In der ganzen übrigen Geschichte sehen wir nicht noch einmal zwei Kräfte, die beide gleich nothwendig und gleich gefährlich sind, so gesondert und so

mächtig auftreten wie hier: Judäa verändert sich im innerlichen Denken, gerade so wie sich Rom zu äusserer Macht entfaltete. Jede dieser Veränderungen war zusammenhängend, allmählich und gut. In frühesten Zeiten wird jeder Vorthail, jede Ueberlegenheit zu einem militärischen Vorthail; auf diese Weise erhält er sich am besten. Aber mit der jüdischen Ueberlegenheit war es anders; im Gegensatz zu tausend ähnlichen Fällen fing sie mit der Religion an und blieb religiös. Deshalb ist sie uns wichtig; daraus sind endlose Folgen hervorgegangen. Aber ich kann hierauf nicht näher eingehen, weil es meinem Zweck zu fern liegt. Für uns bietet Judäa ein Beispiel, dass Veränderlichkeit mit Gesetzlichkeit vereinigt nicht immer zu kriegerischer Macht führt; Judäa ging zuletzt unter, aber es hinterliess uns nichtsdestoweniger ein Vermächtniss der Vereinigung unvergänglicher geistiger Wirkungen.

Man könnte einwenden, dass dieser Grundsatz nicht mehr ausdrückt, als wenn man sagen wollte, die Menschen gehen, wenn sie gehen, und sitzen, wenn sie sitzen. Die Frage ist, weshalb schreiten die Menschen fort? Und die gegebene Antwort scheint zu sein, dass sie dann fortschreiten, wenn sie einen gewissen genügenden Betrag von Veränderlichkeit in ihrer Natur haben. Das sieht aus wie die alte Erklärungsweise durch unsichtbare Eigenschaften. Es scheint gerade so, als wollte man sagen, Opium verursacht Schlaf, weil es ein

Schlafmittel ist, und Brot ernährt, weil es nahrhafte Bestandtheile enthält. Aber die Erklärung ist nicht so albern. Sie sagt: „Der Anfang der Civilisation wird durch eine starke Gesetzlichkeit bezeichnet; diese Gesetzlichkeit ist die erste Bedingung ihres Bestehens, das Band, das sie zusammenhält; aber diese Gesetzlichkeit, dieses Streben, ein bestimmtes Gewohnheitsjoch allen Menschen und allen Handlungen aufzuerlegen, ertödtet die von der Natur eingepflanzte Veränderlichkeit und macht verschiedene Menschen und verschiedene Zeitalter zu Nachbildungen früherer Menschen und früherer Zeitalter, wie wir es so häufig sehen. Fortschritt ist nur in jenen günstigen Fällen möglich, wenn die Macht des Gesetzes weit genug reicht, um die Nation zusammenzuhalten, aber nicht weit genug, um alle Verschiedenheiten zu ertöden und den unaufhörlichen Drang nach Wechsel zu zerstören.“ Nicht darum handelt es sich, eine neue Ursache zu entdecken, sondern die bekannten Ursachen untereinander zu vergleichen und ihre Wirkungen abzuschätzen.

III.

Dieser Vorthail ist einer der grössten, den die früheste Civilisation errungen — eine der That- sachen, die dem Kampfe der Nationen eine entscheidende Wendung geben; aber es gibt deren

noch viele andere. Eine kleine Vervollkommnung der Landesgesetze genügt oft. Reisende haben bemerkt, dass unter den wilden Stämmen diejenigen am besten den Ansprüchen zu genügen schienen, in denen die monarchische Macht vorherrschend, und diejenigen am schlechtesten, unter denen die „Herrschaft Vieler“ in Kraft war. Solange der Krieg die hauptsächliche Beschäftigung der Nationen ist, solange ist zeitweise — wenigstens während des Feldzugs — Despotismus unumgänglich nöthig. Macaulay sagt sehr richtig, dass manche Armee unter einem schlechten Feldherrn vom Glück begünstigt war, nie aber eine solche unter einer „berathschlagenden Versammlung“; dies vielköpfige Ungeheuer bringt Unglück. — Despotismus entsteht in den ersten Menschengesellschaften, gerade so wie Demokratie in den spätern vorkommt; er ist die den ersten Bedürfnissen entsprechende Regierungsform und dem Geiste der Zeit angemessen. Aber der Despotismus ist ungünstig für das Princip des Wechsels, wie alle Geschichte beweist. Er erstrebt den Menschen auf der herkömmlichen Stufe der Civilisation zu erhalten; seine Tauglichkeit für dieses erste Zeitalter macht ihn eben für das folgende untauglich. Er hält den Menschen davon zurück, in die erste Zeit des Fortschritts überzugehen — in das Zeitalter der äusserst langsamen und nur stufenweise zunehmenden Verbesserung. Jenes „Dauersystem“ von halbfreien Erörterungen ist ebenso nothwendig,

die dicke Kruste der Gewohnheit zu brechen und das Fortschreiten zu beginnen, als es in spätern Zeiten zur Fortführung des einmal begonnenen nöthig ist; wahrscheinlich ist es gerade hierfür am nöthigsten. Und bei den am meisten vorgeschrittenen Rassen finden wir es auch. Ich habe schon von den jüdischen Propheten gesprochen, dem Leben dieser Nation und den Bedingungen ihres ganzen Wachstums. Aber eine viel weiter vorgeschrittene Rasse — diejenige, in welcher andauernde Civilisation einst entstand, durch welche sie jetzt hauptsächlich verwaltet wird — hatte ein bei weitem besseres Mittel zum Fortschreiten. „In den frühesten Lichtblicken politischen Lebens bei den Germanen“, sagt Herr Freeman, „finden wir monarchische, aristokratische und demokratische Elemente deutlich bezeichnet. Da sind Führer mit oder ohne Königstitel, Männer von Adel, deren edle Geburt (worin auch der ursprüngliche Adel bestanden haben mag) sie zum Vorrang in allen Aemtern berechtigt; auf der andern Seite aber steht ein freies und bewaffnetes Volk, in welchem offenbar die oberste souveräne Gewalt gipfelt. Kleine Angelegenheiten werden von den Oberhäuptern allein entschieden, grosse durch sie dem versammelten Volke unterbreitet. Dieses System ist weit mehr als nur germanisch, es ist ein gemeinsamer Besitz der arischen Stämme; es ist die Verfassung der Homerischen Achäer auf Erden und der Homerischen Götter im Olymp.“ Viel-

leicht und sogar wahrscheinlich ist diese Verfassung diejenige des ursprünglichen Stammes, von dem sich die Römer nach einer, die Griechen nach der andern und die Germanen nach einer dritten Seite abzweigten. Der Stamm trug sie mit sich fort, wie die Engländer das „Gemeine Recht“ mit sich führen, weil es die eine Art der Regierungsform ist, die sie verstehen, und nach der sie handeln können; oder es mögen die Auswanderer des ursprünglichen arischen Stammes eine grosse Tüchtigkeit, eine vorzügliche politische Kraft mitgebracht haben, die sich unter gleichartigen Verhältnissen in verschiedenen entfernten Gegenden zu ähnlicher Form entwickelte. Aber jedenfalls kann man nicht umhin, den Germanen, Griechen und Römern das höchste Zugeständniss in Bezug auf die gemeinschaftliche Form ihrer Regierung zu machen. Die Verhandlungen der Versammlungen begünstigten die Grundsätze des Wechsels; der Einfluss der Aeltesten sicherte die Gelassenheit der Entschlüsse und erhielt die Form des Denkens; und im besten Falle war die Mannszucht nicht durch die Freiheit beeinträchtigt, obgleich die militärische Einsicht noch durch die allgemeine Bildung erhöht war. Ein römisches Heer war ein freier Körper, nach eigener Wahl durch einen allein entscheidenden Despotismus regiert.

Die Mischung der Rassen war gleichfalls oft von Nutzen. So viel die alte Welt auch von reinem Blute hielt, so hatte sie doch sehr wenig davon. —

Die meisten historischen Nationen haben vorhistorische unterjocht, und obgleich sie viele von ihnen umbrachten, so blieben doch auch noch manche am Leben, von denen sie die Männer zu Sklaven machten und die Frauen heiratheten. Zweifellos war das einzig Bindende der damaligen Gesellschaft das Band der Verwandtschaft, und zweifellos war es nothwendig für die Begriffe einer neuen Nation, dass ihre Glieder gemeinschaftliche Vorfahren gehabt haben; der moderne Gedanke, dass die Nachbarschaft der Wohnungen das natürliche Bindemittel einer gesitteten Vereinigung sei, würde wie eine Gottlosigkeit abgewiesen worden sein, wenn der Gedanke überhaupt hätte entstehen können. Aber vermittels einer der erlaubten irrigen Vorstellungen, die Sir Henry Maine so richtig schildert, suchten die ursprünglichen Völker auszuführen, was sie für angemessen, und dem nachzukommen, was sie für das Richtige hielten. Konnten sie nicht Kinder erzeugen, so nahmen sie fremde an; sie behaupteten feierlich, es seien neue Zweige des alten Stammes, während jedermann wusste, dass sie in Fleisch und Blut nicht von ihnen abstammten. Sie schufen, in Mangel eines wirklichen, ein künstliches Bündniss, und, was jetzt nicht leicht zu begreifen ist, das heilige, die Rasseneinheit betreffende Gefühl war gewissermassen befriedigt; was künstlich hergestellt war, kam dem natürlich Geborenen gleich. Nationen mit dieser Art von Grundsätzen sind nicht dazu angethan, eine Rassen-

einheit im modernen Sinne, und wie sie der Physiologe versteht, zu bilden. Ob solche Verbindungen die Gattung vervollkommen, oder ob sie schlechter ausfällt als die Vater- und die Mutterrasse, ist schwer zu entscheiden. Dieser Gegenstand wurde in einem sorgsam ausgearbeiteten Bericht von Herrn Quatrefages bei Gelegenheit der französischen Ausstellung geprüft. Herr Quatrefages führt von einem andern Schriftsteller die Behauptung an, dass Südamerika eine grosse Untersuchungswerkstätte in der Mischung der Rassen sei, und untersucht die verschiedenen Ergebnisse, welche die verschiedenen Fälle gezeigt haben. In Südcarolina ist die Mulattenrasse nicht sehr fruchtbar, während sie es in Louisiana und Florida entschieden ist. In Jamaika und Java ist der Mulatte nach der dritten Generation nicht mehr zeugungsfähig; aber auf dem Festland von Amerika ist, wie jedermann weiss, die gemischte Rasse sehr zahlreich, und ohne Hinderniss folgt Geschlecht auf Geschlecht. Ebenso verschieden ist das Geschick der gemischten Rasse von Weissen und eingeborenen Amerikanern; manchmal gedeiht sie, manchmal geht sie unter. Herr Quatrefages schliesst seine Beschreibung folgendermassen: „Angenommen, alle angeführten Beobachtungen seien richtig, . . . was kann man daraus schliessen? Offenbar muss man anerkennen, dass die Mischlingsrasse in ihrer Entwicklung begünstigt, aufgehalten oder behindert wird durch örtliche Umstände, oder mit

andern Worten, dass diese Entwicklung von den Bedingungen der Umgebung abhängt.“ Er scheint also sagen zu wollen, dass die Rassenmischung manchmal eine für Ort und Zeit geeignetere Gattung hervorbringt, als eine der älteren Arten war; dass sie in solchen Fällen durch eine Art „Zuchtwahl“ beide Vorfahren überragt und vielleicht ganz ersetzt, während wieder in andern Fällen die gemischte Rasse nicht so gut ausfällt und dann bald und von selbst untergeht.

Schon in der alten geschichtlichen Zeit kamen durch Eroberungen ebenso viele Versuche von Mischung der Rassen vor, als jetzt in Südamerika. Einzelne Stämme wanderten in neue Landstriche und tödteten theilweise die alte Bevölkerung, theilweise vermischten sie sich mit ihr. Und das Ergebniss war jedenfalls ebenso verschieden und schwer zu erklären als jetzt; manchmal fiel die Kreuzung günstig aus, manchmal mislang sie. Aber war die Mischung aufs beste gerathen, so musste sie sich vor beiden Aeltern in dem auszeichnen, wovon schon oft die Rede war: in der Fähigkeit, sich zu verändern, und folglich im Fortschritt; es ist mehr Leben in gemischten Rassen. Frankreich z. B. hält, wenn man so sagen will, die Mitte zwischen der romanischen und germanischen Rasse; dem Normannen sieht man an, dass er aus dem Norden stammt; der Provenzale dagegen sieht so südlich als möglich aus. Es gibt in Frankreich Romanen, Celten, Germanen, ge-

mischt in einer Unzahl von Verhältnissen. So einheitlich es erscheint in seinen Empfindungen, so enthält es doch Verschiedenheiten nicht nur in der Vergangenheit seiner verschiedenen Provinzen, sondern auch in den jetzigen Temperamenten derselben. Gleich dem irischen und schottischen Elemente im englischen Parlament, trägt auch die Verschiedenheit der französischen Rassen zu dem Wechsel seiner Politik bei; die Möglichkeit zur Erzeugung neuer Dinge ist geboten, die ohne diese Verschiedenheit nicht vorhanden wäre. Und die frühern Rassen waren der Mischung noch benötigter als die spätern. Der Ruhmredigkeit der Juden auf ihre Behauptung, dass ihre Rasse gedeihe, obgleich sie zerstreut sei und sich immer aus sich selbst ergänze, hat man entgegnet: ihr gedeiht, weil ihr so zerstreut seid; durch die Ansiedelung unter verschiedenen Himmelsstrichen hat eure Nation besondere Elemente von Mannichfaltigkeit in sich aufgenommen; sie enthält in sich selbst die Grundbedingung der Veränderlichkeit, die andere Nationen erst durch Mischheirathen erlangen können. Im Anfange aller Dinge gab es gewiss kein kosmopolitisches Volk wie die Juden; jede Rasse war gleichsam eine „Kirchspielsrasse“, eng in ihren Begriffen und in Schranken gehalten, sodass es nothwendig einer Mischung bedurfte.

Aber die Mischung der Rassen war ebenso gefährlich als vortheilhaft für die frühere Welt. — Wir kennen jetzt der Anglo-Indianer Vorurtheil

und Verachtung gegen die Mischlinge. Die Vereinigung der Engländer und der Hindus beeinflusst nicht nur die körperlichen, sondern auch die geistigen Eigenschaften; sie haben kein Glaubensbekenntniss, keinen vollgültigen Platz in der Welt; sie haben keine der stetigen Empfindungen, welche die Stützen der menschlichen Natur sind. In der frühern Welt müssen die Mischungen viel Verluste herbeigeführt haben: sie zerstörten — was sie nicht ersetzen konnten — das dem Menschen innewohnende Princip der Zucht und Ordnung. Brachten die Vereinigungen solches nicht hervor, waren die beiden Gattungen z. B. so nahe verwandt, dass ihre geistigen so gut wie ihre körperlichen Eigenschaften zusammenstimmten, war eine der Gattungen durch Zahl und günstige Beschaffenheit der andern so überlegen, um sie ganz mit sich zu vereinigen und von der schwächern keine Spur zu hinterlassen, dann war die Mischung unschätzbar. Sie vermehrte die Wahrscheinlichkeit der Veränderlichkeit und folglich der Verbesserung; und wenn diese Verbesserung auch nur die Befähigung zum Kampf betraf, so gab sie diesem vermischten und verbesserten Stande einen Vorthail im Kampfe der Nationen und eine grössere Aussicht auf längeres Bestehen in der Welt. Auf der andern Seite gibt es Einrichtungen, durch welche ein Staat die Uebermacht über andere erringt, welche aber nur vorübergehend von Nutzen sind. Die wichtigste derselben, die Sklaverei, entsteht aus denselben frühe-

sten Eroberungen, wie die Rassenmischung. Ein Sklave ist ein unverdautes Atom, ein Etwas im Staatskörper, aber kein Theil desselben. Sklaverei hat für die spätere Welt eine schlechte Bedeutung, und nicht mit Unrecht; wir denken dabei an das Kettengerassel an den Füßen, an Gesetze, die den Menschen geistig niederhalten, welche die Bildung von Familien verhindern. Aber die Uebel, welche die Sklaverei in neuerer Zeit für uns mit sich führte, muss uns nicht blind oder vergessen machen, welche grosse Dienste sie in frühern Zeitaltern leistete. Ein merkwürdiger Umstand spricht zu ihren Gunsten: sie ist eine der Einrichtungen, die, auf einer gewissen Stufe der Entwicklung von allen Nationen in allen Weltgegenden erwählt wurde und der man überall nachkam. „Sklaverei“, sagt Aristoteles, „gründet sich auf ein Naturgesetz“, womit er sagen will, dass sie überall gefunden werde, als allgemeine Grundlage jeder Regierungsform. „Es gibt sehr viel englische Colonien“, sagte Edward Gibbon Wakefield, erst im Jahre 1848, „die sogleich Sklaven hielten, würden wir es zugeben“; und er meinte damit nicht nur die alten, aus der Sklaverei entstandenen und durch ihre Arbeit emporgekommenen Colonien, sondern auch die neuen, von Freien gegründeten, von denen man doch vermuthen sollte, sie wünschten auch ferner nur von Freien bewohnt zu werden. Aber Wakefield wusste, was er sagte; er war ein sorgsamer Beobachter roher Gemeinwesen und hatte

die Gesinnungen derselben belauscht. Er hatte eingesehen, dass „Musse“ das grosse Bedürfniss der frühern Gesellschaften ist, und dass nur durch das Halten von Sklaven den Menschen Ruhestunden gegönnt sind. Alle Freien in neuen Landstrichen müssen beinahe ganz gleichgestellt sein: jeder hat seine Arbeit, jeder sein Land; Kapital ist, wenigstens in Ackerbaugenden (denn Hirtengegenden sind ganz verschieden davon), von sehr wenig Nutzen: es kann keine Arbeit miethen — die Arbeiter gehen und arbeiten für sich selbst. Man hat schon oft von einem grossen englischen Kapitalisten erzählt, der mit einer Schiffladung von Arbeitern und Fuhrwerk nach Australien ging: sein Plan war, die Leute sollten dort für ihn ein Haus bauen, und er würde sich, wie in England, seine Equipage halten. Aber, so erzählt die Geschichte weiter, er war gezwungen, in seinem Wagen zu wohnen, denn seine Arbeiter verliessen ihn und arbeiteten für sich selbst. In solchen Gegenden kann es nur wenig vornehme Herren und gar keine Damen geben. Verfeinerung ist nur da möglich, wo Ruhestunden möglich sind, und Sklaverei allein kann diese verschaffen. Sie schafft eine gewisse Klasse von Personen, geboren zur Arbeit, damit andere nicht zu arbeiten brauchen, und die nicht denken dürfen, damit andere denken. Die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob hätten nicht der stetigen Ruhe genossen, die sie auszeichnet, wenn sie sich selbst hätten um ihre

Schaf- und Rinderheerden bekümmern müssen. Verfeinerung in der Empfindung und Ruhe in der Erscheinung hatten keinen namhaften Werth bei den frühern Nationen; sie tragen nicht dazu bei, diesen eine lange Zukunft zu sichern. Vorzüge im Kriegführen sind hierfür massgebend, und sklavenhaltende Nationen, da sie mehr Zeit zum Denken verwenden können, sind scharfsichtiger in der Staatskunst und listiger in der Kriegskunst. Freilich ist dieser augenblickliche Gewinn mit verderbendrohenden Folgen erkaufte. Wenn andere Quellen der Musse ermöglicht werden, fällt der eine Nutzen der Sklaverei fort; aber alle Uebel derselben bleiben, ja steigern sich sogar. Sklaverei im kleinen — die Sklaverei, bei welcher ein Gebieter eine kleine Anzahl Sklaven besitzt, die er alle kennt und täglich sieht, ist durchaus kein unerträgliches Verhältniss. Aber Sklaverei im grossen, wo die Menschen nur Bestandtheile eines grossen Kapitals sind, und der reiche Besitzer, weit entfernt jeden der Sklaven zu kennen, kaum weiss, welche Anzahl er arbeiten lässt, ist ein abscheulicher Zustand. Das ist die Sklaverei, deren Namen in den besten Gemüthern Empörung hervorrief und sie im grössten Theile der Welt ausrottete. Darin liegt kein ausserordentliches Wunder! Die ganze Geschichte der Civilisation ist durchstreut mit Satzungen und Verordnungen, die erst unschätzbar, später höchst verderblich waren. Der Fortschritt wäre nicht so selten, als er es

wirklich ist, wäre nicht die frühere Nahrung später zu Gift geworden. Eine ausführliche Untersuchung dieser zeitweise nützlichen Einrichtungen würde ein halben Band beanspruchen, und wäre weder am Platze, noch von Nutzen. Die ehrwürdige Oligarchie, die erhabene Monarchie würden schon beide allein lange Kapitel füllen. Aber der hier wichtige Punkt ist festzustellen, dass solch vorbereitende Formen und Gefühle oft zuerst viel gute Eigenschaften und Verfeinerungen herbeiführen und sie durch den kriegerischen Muth zu erhalten streben.

Es gibt Fälle, in welchen irgendeine Stufe geistigen Fortschritts den frühern Völkern zu einem Kriegsvortheil verhalf; noch mehr in die Augen springend sind solche Fälle, in denen sittliche Eigenschaften solchen Nutzen gewähren. Der Krieg bedarf gewisser Tugenden und erzeugt sie; nicht die erhabensten gerade, aber die ursprünglichsten, wie Tapferkeit, Wahrheitsliebe, Geist des Gehorsams, Gewohnheit der Mannszucht. Jede derselben und andere ihnen gleiche geben einer Nation, gleichviel welchen Ursprungs, einen militärischen Vortheil, und befähigen sie, ihren Platz in dem Wettkampf der Nationen zu behaupten.

Die Römer hatten wahrscheinlich so viele dieser wirksamen Tugenden, als irgendeine Rasse der alten Welt — vielleicht als irgendeine der modernen Welt sogar. Und der Erfolg der Nationen,

welche diese kriegerischen Tugenden besassen, vermittelte ihr Fortbestehen, wie es gesichert wurde durch die Ausrottung der entgegengesetzten Laster. Eroberung ist der Glaubensbote der Tapferkeit, und der strenge Eindruck militärischer Tugend verbannt die Mittelmässigkeit aus dieser Welt.

Im vorigen Jahrhundert hätte es sonderbar geklungen, von dem militärischen Vorthail der Religion so sprechen zu wollen, wie ich es jetzt thue. Solcher Gedanke wäre den landläufigen Vorurtheilen entgegen gewesen, und wäre schwerlich dem Spott der Philosophen entronnen. Aber der Begriff ist heute zum Gemeinplatz geworden, denn ein grosser Geist hat ihn zu seinem eigenen gemacht. Herrn Carlyle's Bücher sind verunstaltet durch Ausdrücke, wie: Unendlichkeiten, Wahrheiten, und alles strotzt von Fehlern, welche die Jugend anziehen, und alle Erfahrenen abstossen. Ungeachtet seines grossen Genius, seiner langen schriftstellerischen Laufbahn ist es doch noch sehr die Frage, ob irgendeines seiner Werke einen dauernden Platz in der Literatur einnehmen wird. Es macht sich in ihnen ein Mangel an gesundem Menschenverstande bemerkbar, der ein verdächtiges Licht auf den eigentlichen Inhalt wirft (obgleich er oft von Tiefe zeugt); und er schwingt sich oft zu Trugschlüssen hinauf, von denen er selbst durchdrungen ist, welche aber das ganze Publikum immer entdecken und verlachen wird.

Aber welches auch das Los seines Nachruhms sei, Herr Carlyle hat den jetzigen Generationen viel Lehren gegeben, und eine derselben ist, dass gottesfürchtige Armeen die besten Armeen sind. Vor seiner Zeit belachte das Volk Cromwell's Spruch: „Vertrauet in Gott und haltet euer Pulver trocken.“ Doch jetzt wissen wir, dass das „Vertrauen“ von ebenso viel Nutzen war, als das trockene Pulver, und vielleicht von noch grösserm. Dieses hohe, innige Gefühl lässt den Menschen alles wagen und alles thun.

Dieser Gegenstand wäre unendlicher Ausdehnung fähig, wenn irgendeiner geeignet wäre, ihn zu behandeln. Die Moral und die Religion, welche den festesten und kräftigsten Charakter ausbilden, sind gewiss, unter sonst gleichen Umständen den Sieg davonzutragen; und Glaubensbekenntnisse oder Systeme, die zu einer weichlichen, lahmen Gemüthsentwicklung führen, gehen unter, wenn sie nicht etwa durch eine grosse äussere Macht am Leben erhalten werden. So konnte der Epikurismus in Rom nicht aufkommen, während der Stoicismus gedieh; der unbiegsame, ernste Charakter der grossen herrschenden Nation wurde angezogen durch einen sozusagen stählenden Glauben, und abgestossen von dem gleichsam erschlaffenden, abspannenden. Die begeisternden Lehren trafen auf einen glühenden Charakter und festigten seine Thatkraft. Starker Glaube erobert starke Seelen,

und kräftigt sie noch. Das ist ohne Zweifel eine der Ursachen, warum Monotheismus den Vorrang vor Polytheismus gewann; er bringt einen höhern, beständigern Charakter hervor, der beruhigt und in sich gefestigt ist durch einen einzigen grossen Gedanken; er ist nicht verwirrt durch einander widerstreitende Gebräuche, oder zerstreut durch die verschiedenen Gottheiten. Polytheismus ist Religion „in Auftrag“, und ist dem entsprechend schwach. „Aber“, wird man sagen, „die Juden, welche Monotheisten waren, wurden von den Römern, den Polytheisten, besiegt.“ Freilich, allein die Römer hatten noch andere Vorzüge; sie hatten Sinn für Staatskunst, Gewohnheit der Disciplin, und von all dem hatten die Juden nicht das geringste. Das religiöse Uebergewicht war vorhanden, aber es wurde aufgewogen durch andere Mängel.

Man darf sich nicht wundern über die hervorragende Stellung, die wir dem Kriege einräumen. Wir handeln hier von frühen Zeitaltern; Nationen schaffen ist die Beschäftigung der Menschen jener Zeiten, und der Krieg ist es, der Nationen schafft. Veränderungen der Nationen kommen erst später vor, und erfolgen meistens durch friedliche Umwälzung, obgleich auch daran oft der Krieg seinen Antheil hat. Der Gedanke einer unzerstörbaren Nation ist ein moderner; in frühern Zeiten waren alle Nationen zerstörbar, und je weiter wir rückwärts gehen, je ununterbrochener schreitet das Werk der Zerstörung fort. Die innere Ausbildung

der Nationen steht erst in zweiter Linie und erfolgt erst, wenn die Hauptkräfte zur Nationenbildung ihr Werk gethan haben. Wir haben hier nur mit dem politischen Gerüste zu thun; es wird Aufgabe späterer Abhandlungen sein, den Verlauf und die Vollendung des politischen Aufbaues einer Nation zu schildern.

Die schöne Uebung verfeinerter Kräfte wird dann angenehmere Gedanken liefern, als die gewaltigen Treffen der frühern Zeiten uns eingeben können. Es ist dem Wesen des Fortschritts eigen, dass seine Anfänge für diejenigen nicht anziehend sein können, die weitab davon leben; der Preis des Fortschritts ist, dass der Nichtvorgeschrittene immer herabgesetzt erscheint.

Aber inwieweit sind denn die mächtigsten Nationen wirklich die besten? inwieweit ist Auszeichnung im Kriege ein Kennzeichen für andere Vollkommenheit? Ausreichend kann ich das jetzt nicht beantworten, aber drei oder vier Betrachtungen sind ziemlich deutlich: der Krieg, wie ich schon gesagt habe, unterstützt die „zeitweise werthvollen“ Tugenden, und damit ist schon gesagt, dass es Tugenden gibt, denen er nicht Vorschub leistet. Diejenigen Tugenden, welche sozusagen zugleich anmuthig sind: Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, ein feiner Sinn für das Recht der andern, begünstigt der Krieg sicher nicht. Die Gefühllosigkeit für menschliches Leiden, welche eine so unbestrittene Thatsache aus den Zeiten der frühesten ge-

schichtlichen Berichte ist, haben wir jedenfalls dem kriegerischen Ursprung der alten Civilisation zuzuschreiben. Aufgezogen im Krieg, genährt im Krieg, konnte sie sich von den Folgen des Kriegs nicht lossagen, und eine der hauptsächlichsten ist menschliches Leiden. Seitdem hat der Krieg aufgehört die bewegende Kraft in der Welt zu sein, die Menschen wurden gegenseitig milder und schrecken zurück vor dem, was sie sonst sorglos verbrachen; und zwar nicht sowol, weil sie besser geworden sind (was ja nicht immer der Fall sein mag), sondern weil sie nicht mehr die tägliche Kriegsgewohnheit haben, weil ihre Begriffe sich nicht nur am Krieg herausbilden, und daher von Gedanken und Gefühlen geleitet sind, welche Soldaten als solche, die nur für ihren Beruf erzogen sind, nicht verstehen können.

Dem entspricht auch die Verachtung körperlicher Schwäche und der Frauen, welche ebenfalls die frühern Völker kennzeichnet. Die nicht kämpfende Bevölkerung kommt schlecht weg in den Zeiten der Kämpfe. Aber auch diese Fehler besserten oder verminderten sich; die Frauen haben jetzt erstaunliche Mittel in der Welt vorwärts zu kommen; und Verstand ohne Muskelkraft hat jetzt bedeutend mehr Einfluss als Muskelkraft ohne Verstand. Dies sind einige der Umwandlungen im Innern der Nationen, deren Gründen nachgeforscht werden muss, und ich führe sie nur an, um darzustellen, wie viel zartere Blüten die alte, herbe

Civilisation, die der Krieg hervorbrachte, halb verdeckt habe.

Dennoch ist zu untersuchen, ob nicht noch immer der Geist des Kriegs unsere Moral noch gar zu stark beeinflusst. Figürliche Bezeichnungen aus der Rechts- oder der Kriegskunde entlehnt, sind oft die gangbarsten Redensarten der Moral, und eingehende Untersuchung würde leicht ergeben, dass beide mehr verderben als erklären. Die Gewohnheit des Soldaten lässt ihn zu viel Gewicht auf das entschiedene Handeln und zu wenig auf das brütende Nachdenken legen. Das Leben ist kein geordneter Feldzug, sondern eine unregelmässige Arbeit, und die Hauptkräfte in ihr sind nicht offenbare Entschliessungen, sondern verborgene, halb unwillkürliche Eingebungen. Der Misgriff der militärischen Anschauung der Moral ist der, die Vorstellung von Mannszucht unmässig zu vergrössern, und so der moralischen Willenskraft eine nacktere Form zu geben, als ihr füglich gebührt. Die Moral des Kriegers kann die Axt richten, die den Baum fällen soll, aber sie weiss nichts von der ruhigen stetigen Kraft, durch welche der Wald erwächst.

Was ich nun gesagt habe, ist hoffentlich genug, um zu beweisen, dass es Eigenschaften und Gesetze der verschiedensten Art gibt, wodurch Nationen im kriegerischen Wettkampf einen Vorsprung gewinnen; dass viele dieser Eigenschaften und oft die kriegerischen zumeist zum Guten

führen, dass der beständige Sieg der begünstigten Mitbewerber die besondere Art und Weise ist, wie die für die erste Civilisation nöthigen Eigenschaften verbreitet, gefördert und geschützt werden.

DRITTES BUCH.

Wie Nationen entstehen.

Im vorigen Abschnitt versuchte ich darzulegen, wie schon im Kindesalter der Menschheit — ich nannte es das „Zeitalter des Kampfes“ — ein beträchtlicher, wenn auch unsicherer Drang zum Fortschritt vorhanden war. Die bessern Völker besiegten die schlechtern. Durch den Besitz eines oder des andern Vorthells überwand der bessere Mitkämpfer den geringern. Solange dieses fortwährende Kämpfen anhielt, ist ein Fortschritt in den Tugenden des Kriegs anzunehmen, und in den ältesten Zeiten sind viele Tugenden wirklich „Kriegs“-Tugenden, d. i. auf Erfolg im Krieg gerichtet, welche in spätern Zeiten niemals so genannt werden, weil ihre ursprüngliche Nutzanwendung durch ihre spätere Anwendungsart verdeckt worden ist. Wir beurtheilen sie nur nach ihren jetzigen Wirkungen, nicht nach ihren frühern. Die Liebe zum Gesetz, beispielsweise, würde heute niemand eine Kriegstugend nennen,

aber in alten Zeiten hielt sie Völker in Zucht, und die in Zucht gehaltenen Völker trugen den Sieg davon. Das Talent der „conservativen Neuerung“ — die Fähigkeit, neue Satzungen den alten „anzupassen“ — ist heutzutage keine kriegerische Tugend, aber die Römer verdankten derselben einen grossen Theil ihrer Erfolge. Sie allein unter den alten Völkern hatten die Achtung vor dem Bestehenden, welche die Völker zusammenhält, und gestatteten bis zu einem gewissen Grade wohlerwogene Veränderungen, wie sie zur Vervollkommnung der Völker beitragen; daher ihre grossen Erfolge. So ist in den meisten Fällen, im ganzen Alterthum, kriegerisches Verdienst ein Zeichen wahren Verdienstes: das Volk, das siegt, ist das Volk, dem der Sieg gebührt. Die einfachen Tugenden solcher Zeiten machen den Mann vor allem zum Krieger, wenn überhaupt etwas aus ihm zu machen ist. Ohne Zweifel konnte die blinde Gewalt der Menge auch damals (wie später so häufig) übermüthig werden: die Cultur konnte zurückgedrängt werden, wenn viele sehr wilde Menschen den Sieg über eine geringe Anzahl weniger wilder Menschen davontrugen. Aber die ersten Grundlagen der Civilisation sind grosse und militärische Eigenschaften, und im allgemeinen lässt sich für jene erste Zeit die Regel aufstellen, dass Sieg auf Tüchtigkeit weist und der Fortschritt durch den Wettstreit fortwährender Kriege gefördert wird.

Dieser Grundsatz erklärt sofort, wieso die „geschützten“ Weltgegenden — das Innere eines Festlandes in Afrika, entlegene Inseln wie Australien und Neuseeland — nothwendig zurückbleiben mussten. Er erklärt auch, wieso das westliche Europa so früh den andern Ländern vorauseilte: denn hier war der Rassenkampf ein ausserordentlich harter. Wie wenige Gegenden, war Westeuropa ein verlockender und doch kein verderblicher Theil der Welt; die es nicht besassen, begehrten es, und die es besassen, konnten, da sie nicht entnervt waren, harte Kämpfe bestehen, um es zu behalten. Der Streit der Völker ist im Anfang die Haupttriebfeder zur Vervollkommnung der Nationen.

Aber was sind denn Nationen? Was sind diese Volksgruppen, die uns so bekannt sind, und doch bei einigem Nachdenken so seltsam vorkommen; die so alt sind wie die Geschichte; die Herodot in fast ebenso grosser Zahl und mit ganz ebenso hervorstechenden Unterschieden vorfand, wie wir sie sehen? Was zerstückelt die Menschheit in Bruchtheile, die untereinander so ungleich sind, und von denen jeder einzelne im Innern so einförmig ist? Obgleich wir mit der Thatsache so vertraut sind, ist die Frage sehr verwirrend, und ich möchte nicht behaupten, dass ich sie völlig beantworten könnte, wenn ich auch Betrachtungen anzustellen vermag, welche einigermaßen, wie mir scheint, die Beantwortung anbahnen dürften. Viel-

leicht werfen diese Betrachtungen auch etwas Licht auf die fernere, noch interessantere Frage, warum einige wenige Nationen in der Cultur fortschreiten und die Mehrzahl nicht.

Natürlich wurden alle derartigen Unterschiede von Nation und Nation zuerst durch ursprüngliche Verschiedenheit der Rasse erklärt. Sie sind unähnlich, sagte man, weil sie unähnlich geschaffen wurden. Aber in den meisten Fällen wird diese so bequeme Voraussetzung nicht ihren Zweck erfüllen. Man kann nicht (im Einklang mit klaren Thatsachen) genug ursprüngliche Rassen annehmen, um sie glaubhaft zu machen. Etwa ein halbes Dutzend oder einige mehr grosse Menschenfamilien mögen vielleicht von getrennten Stammältern abstammen, aber Unterabarten sind sicherlich nicht auf diese Weise abzuleiten. Man kann mit Recht oder Unrecht behaupten, dass alle arischen Völker einen einzigen, eigenen Ursprung haben, gerade wie man lange glaubte, dass alle griechisch redenden Völker von einem derartigen Stamme kämen. Aber wer würde wol glauben, dass es für Sparta einen Adam und eine Eva, und für Athen einen andern Adam mit seiner Eva gegeben habe? Alle Griechen gehören augenscheinlich einem Stamme an, aber innerhalb der Grenzen der griechischen Familie besteht wie in andern Familien irgendeine Gegensätze schaffende Kraft, welche bewirkt, dass keine Völkerschaft einer andern gleicht.

Sicherlich sind auch die Nationen nicht durch natürliche Zuchtwahl entstanden, wie die wilden Abarten der Thiere (ich spreche jetzt nicht von Gattungen) ohne Zweifel in der Natur hervorgebracht werden. Natürliche Zuchtwahl heisst die Erhaltung derjenigen Individuen, welche am besten den Kampf mit den ihrer Rasse feindlichen Gewalten bestehen. Aber es ist nicht ersichtlich, warum die natürlichen Hindernisse, die sich dem menschlichen Leben entgegenstellen, in Sparta und in Athen oder sogar in Rom und in Athen verschiedene sein sollen; und doch sind Spartaner, Athener und Römer wesentlich verschieden. Alte Schriftsteller glaubten (und recht natürlich war die Ansicht), dass die directe Einwirkung des Klimas, oder vielmehr Boden, Wasser und Luft und die ganze Summe ihrer physikalischen Eigenschaften die Menschen untereinander verschieden machen und die verschiedenen Rassen herstellen. Aber die Erfahrung weist das zurück. Der englische Ansiedler lebt in demselben Klima wie der Australier oder Tasmanier und wird doch nicht gleich wie diese; auch würden tausend Jahre in den Hauptsachen keine Gleichheit herstellen. Die Papuas und die Malayen haben, wie Hr. Wallace findet, seit undenklichen Zeiten neben einander in denselben tropischen Gegenden gewohnt, wo sie heute noch wohnen, und sind dennoch so verschieden. Sogar in der Thierwelt zeigen seine Untersuchungen mit augenscheinlicher Beweiskraft, dass

die directe Einwirkung der Bodenbeschaffenheit überschätzt wird. „Borneo“, sagt er, „hat grosse Aehnlichkeit mit Neu-Guinea, nicht nur in seinem weiten, von Vulkanen verschonten Gebietsumfang, sondern in der Mannichfaltigkeit seiner geologischen Structur, in der Einförmigkeit seines Klimas und dem Gesamtbild der waldigen Vegetation, welche seine Oberfläche bedeckt. Die Molukken sind das Gegenstück zu den Philippinen in ihrem vulkanischen Bau, ihrer ausserordentlichen Fruchtbarkeit, ihren üppigen Wäldern und häufigen Erdbeben; und Bali, mit dem östlichen Ende von Java, hat ein Klima, fast so trocken wie das von Timor. Und dennoch bestehen zwischen diesen einander entsprechenden Inselgruppen, die gleichsam nach demselben Muster gebaut, demselben Klima unterworfen, und von denselben Meeren bespült sind, die grösstmöglichen Gegensätze, wenn wir ihre thierischen Erzeugnisse vergleichen. Nirgends erfährt die alte Lehre — dass Unterschiede oder Aehnlichkeiten in den mannichfachen Lebensformen, welche verschiedene Länder bewohnen, von den entsprechenden physikalischen Unterschieden oder Aehnlichkeiten in den Ländern selbst herrühren, — eine so unmittelbare und greifbare Widerlegung. Borneo und Neu-Guinea, physikalisch so gleich geartet wie zwei getrennte Länder nur sein können, sind zoologisch so entfernt voneinander wie ein Pol vom andern; während Australien mit seinen trockenen Winden, seinen offenen Ebenen,

seinen steinigen Wüsten und seinem gemässigten Klima Vögel und Vierfüssler hervorbringt, welche mit den in den heissen, feuchten und üppigen Wäldern der Ebenen und Berge von Neu-Guinea lebenden aufs engste verwandt sind.“ Dies beweist, dass wir gleichartige lebende Wesen in den allerverschiedensten äussern Lagen und ungleichartige lebende Wesen in den allerähnlichsten finden. Und wenn auch einige von Hrn. Wallace's ethnologischen Ansichten zweifelhaft sein mögen, so zweifelt doch niemand daran, dass in dem Archipel, den er so gründlich erforscht, wie an manchen andern Orten auch, obgleich nirgends in so auffallender Sichtbarkeit, gleichartige Menschen in verschieden gearteten Landschaften und ungleiche Menschen in ähnlichen Landschaften wohnen. Das Klima ist also, wie man sieht, nicht diejenige Kraft, welche Nationen entstehen lässt, denn es gestaltet sie nicht immer und sie entstehen oft ohne seine Einwirkung.

Die Aufgabe der „Nationenentstehung“ — d. i. zu erklären, wie Nationen, so wie wir sie jetzt sehen und wie sie in historischer Zeit immer vorhanden waren, überhaupt aufkommen konnten — vermag, meiner Ansicht nach, nur gelöst zu werden, wenn man zwei Fragen daraus macht: die eine nach der Entstehung der stark ausgeprägten Rassen, als der Neger, Rothhäute oder Europäer, die andere nach der Entstehung der schwächern Unterschiede, wie die zwischen Spartanern und



Athenern oder Schotten und Engländern sind. Nationen, wie wir sie kennen, sind (wenn meine Schlussfolgerung sich als richtig erweist) das Product zweier grossen Kräfte: erstens, einer rassenbildenden Kraft, welche in irgendeiner Art im Alterthum thätig war und jetzt gänzlich, oder doch fast ganz erloschen ist; zweitens einer, recht eigentlich so zu nennenden, nationenbildenden Kraft, die noch jetzt ebenso thätig und ebenso schöpferisch ist, als sie immer war.

Das stärkste Licht auf die grossen Ursachen, welche Nationen gebildet haben und noch bilden, werfen die kleinern Ursachen, welche die Nationen verändern. Die Art und Weise, wie Nationen von Geschlecht zu Geschlecht anders werden, ist ausserordentlich merkwürdig, und manchmal geht eine Veränderung vor sich, wenn man gerade keine Erklärung dafür zu finden vermag. Ein gewisses Etwas scheint unvermerkt die Gesellschaft zu überfallen: man vergleiche z. B. die der Regentschaft mit der Gesellschaft unter der jetzigen Königin. Wenn wir von dem Leben in Windsor lesen (zur Zeit als das jetzt abgerissene Landhäuschen noch stand) oder von dem Treiben in Bond-Street in den Tagen der „Faulenzer“ (Loungers, eine ausgestorbene Gattung), oder von St. James' Street wie es aussah, als Fox und seine Parteigenossen aus der Verschwendung des Thronfolgers „politisches Kapital“ schlagen wollten, so scheint es uns nicht, als ob wir von den uns so bekannten Plätzen läsen,

sondern als ob dieselben ganz fernliegende und fremde Orte wären. Und doch bedenke man, wie gering der äussere Unterschied in England zwischen dem Zeitalter der Königin Elisabeth und dem der Königin Anna war, verglichen mit dem nationalen Umschwung! Wie gering waren die Veränderungen in den materiellen Existenzbedingungen, kaum eine, das Leben berührende, wissenschaftliche Entdeckung, welche das spätere Zeitalter besessen hätte und das frühere nicht! Wie schwierig ist es, die Ursachen des Wechsels im Volk zu erkennen! Und doch, welcher völlige Gegensatz, wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung; denn wenn wir von Baco zu Addison übergehen, von Shakespeare zu Pope, glauben wir in eine andere Welt einzutreten.

In meinem ersten Aufsatz sprach ich von der Art und Weise, in welcher die Literatur sich verändert, und ich komme darauf zurück, weil dieses Gebiet kleiner und besser begrenzt ist als das des Lebens, sodass der Wechsel im kleinen als Vorbild und zur Erläuterung des Wechsels im grossen dienen kann. Irgendein Schriftsteller, sagten wir, der gar nicht gerade bedeutend oder schon bekannt zu sein braucht, thut einen Griff, trifft etwas, das dem Geschmack des Publikums zusagt; er schreibt weiter, andere ahmen ihn nach und die Leser werden so an die neue Stilart gewöhnt, dass sie nichts anderes gelten lassen wollen. Solche Leser, denen diese Schreibweise nicht gefällt, wenden sich zu

den Werken anderer Zeiten und anderer Länder. Natürlich hat es immer einen Grund, welcher einer besonders fesselnden Literaturgattung den Vorzug verschaffte. Es hat auch immer einen Grund, warum die Mode in der Frauenkleidung gerade so ist, wie sie ist. Aber gerade wie wir von den Kleidern wissen, dass heutzutage der entscheidende Grund ein sehr zufälliger zu sein pflegt, so hat auch der Ursprung der literarischen Mode viel mit dem Zufall gemein. Was die pariser Putzmacher oder unsere Frauen für Moden angeben, ist (glaube ich) sehr vom Zufall abhängig; aber sobald eine Mode eingeführt ist, wird sie getragen von denen, welche sie kleidet, und von denen, welche sie gar nicht kleidet: von allen. Der Nachahmungstrieb sichert sofort die Gleichförmigkeit und „das abscheuliche Ding von vorigem Jahr“ (wie die Phrase lautet) ist bald nirgends mehr zu sehen. Gerade so verbreitet sich eine literarische Mode, obgleich ich nicht im entferntesten behaupte, dass dies mit eben solcher ursprünglichen Grundlosigkeit geschehe; — eine literarische Geschmacksrichtung wurzelt immer in einem verständlichen Grunde; nur, einmal aufgekommen, greift sie um sich wie eine Kleidermode, sodass selbst diejenigen, welchen sie nicht gefällt, ihre Erzeugnisse lesen, weil sie einmal da sind, und weil etwas anderes nicht leicht zu beschaffen ist.

Dieselbe Beschützung begünstigter und Verfolgung misliebiger Formen scheint mir auch eine

Hauptursache des Wechsels im nationalen Charakter zu sein. Irgendein anziehendes Vorbild wird gleichsam von dem Auge der Nation aufgefangen, wie Diener die Haltung ihrer Herren annehmen, oder ausgelassene Mädchen die Worte und Geberden der Familien nachmachen, bei denen sie zum Besuch waren. Ich weiss nicht, ob viele meiner Leser Vater Newman's berühmte Predigt über „Persönlichen Einfluss, als Mittel, die Wahrheit zu verbreiten“ gelesen haben; wenn nicht, so empfehle ich ihnen, das zu thun. Sie werden darin die Ansicht eines grossen, geschickten Führers der Menschen über die Art und Weise finden, wie Menschen geleitet werden müssen. Was er dort in seiner schönen Sprachweise sagt, ist kurz und bündig dieses, — dass Menschen durch Vorbilder und nicht mit Gründen zu leiten sind, dass ihnen ein gewinnendes Beispiel vorgehalten werden muss, oder die Predigt ist umsonst und die Lehre greift nicht um sich. Ich will diesen Gegenstand nicht weiter durch die Religionsgeschichte beleuchten; das würde mich von meinem Ziele zu weit abbringen; und was ich lehren will, kommt schliesslich auf den Gemeinplatz heraus, dass es das Leben der Lehrmeister ist, was packt, nicht ihre Lehre. Und wieder in der Politik, wie schnell kann da ein leitender Staatsmann die Haltung der Gesellschaft umstimmen! Wir sind fast alle ernst mit Herrn Gladstone, wir waren fast alle nicht so ernst zur Zeit des Lord Palmerston. Die Veränderung

wird von jedermann empfunden, wenn sie auch niemand recht erklären kann. Jeder hervorragende Verstand ruft entsprechende Empfindungen im Lande hervor: die meisten spüren etwas davon und geben dem Gefühl Ausdruck, und die Andersdenkenden schweigen oder werden nicht angehört.

Nach so wichtigen Gebieten wie Religion und Politik, könnte es lächerlich erscheinen, unsern Gegenstand noch durch kleine Knaben beleuchten zu lassen. Aber es ist nicht lächerlich. Gerade das Hochtrabende ist das Gift der Philosophie: die Leute wollen nicht sehen, dass kleine Dinge die Miniaturbilder der grossen sind, und halten es für eine Einbusse an ihrer geistigen Würde, sich Beispiele aus bekannten Gebieten vorführen zu lassen. Aber jede Erziehungsanstalt verändert sich wie sich eine Nation verändert. Viele von uns mögen sich erinnern, wie sie einst dachten: „Es ist doch sonderbar, dass dieses Semester ganz anders als das vorige ist: jetzt laufen wir nie aussen um die Mauer, im vorigen thaten wir's immer; jetzt spielen wir immer Katze und Maus, damals wurde stets Ritter und Räuber gespielt“; und so fort durch die ganze Zeit jenes sorglosen Lebens. In der That hatten dann ein paar herrschende Geister, ein oder zwei den andern überlegene Knaben die Anstalt verlassen, dafür waren neue gekommen, die sich obenan stellten, und alles war verändert. Die Vorbilder wechselten und die Nachtreter änderten sich; ein anderes Ding wurde ge-

priesen, ein anderes verachtet. Ein eigenthümlicher Fall dieser Art kam mir erst kürzlich zu Ohren. Ein Freund von mir, ein Liberalconservativer, hielt eine Rede vor einer Versammlung von Arbeitern in Leeds und freute sich, wie seine charakteristischen, wahrscheinlich sehr feinen Ausführungen sofort begriffen und beklatscht wurden. „Aber nach ihm“, erzählte er, „stand ein renommistischer Radicaler auf, der die ganz entgegengesetzten Dinge sagte, und die Arbeiter klatschten wieder Beifall, und ebenso kräftig wie vorher.“ Es war ihm unmöglich, sich diesen schnellen Stimmungswechsel zu erklären. Ohne Zweifel war der grösste Theil der Versammlung ziemlich neutral gewesen und, einmal in Bewegung gesetzt, gleich bereit, jedem schönen Wort, ohne viel Nachdenken Beifall zu klatschen. Nur die Parteiführer wechselten; ein radicaler Schneider stimmte den radicalen Beifall an; ein gemässigter Schuster veranlasste den Beifall der Gemässigten, und der grosse Haufe schrie einfach mit. Nur wenige blieben in beiden Fällen still, und so wurde in zehn Minuten ein vollständiger Gegensatz durch dieselben Elemente dargestellt.

Die Wahrheit ist, dass der Hang des Menschen, nachzuahmen, was er vor sich sieht, eine der stärksten Eigenthümlichkeiten seiner Natur ist. Ein Beweis dafür ist auch der Aerger, den wir empfinden, wenn unsere Nachahmung ungeschickt ausgefallen ist. Es mag eine sehr cynische Behaup-

tung sein, dass die meisten Menschen sich lieber einer Schlechtigkeit als einer Ungeschicklichkeit beschuldigen lassen. Und doch ist es nur ein anderer Ausdruck für die Wahrheit, dass die schlechte Nachahmung herrschender Sitten oder Gebräuche mehr als Schande empfunden wird, als es nach allgemeinen Begriffen sein sollte, da Ungeschicklichkeit, ausser in ganz absonderlichen Fällen, kein Verstoss gegen Religion und Sittlichkeit, sondern einfach nur schlechte Nachahmung ist.

Wir dürfen nicht glauben, dass diese Nachahmung eine willkürliche oder bewusste sei. Sie hat im Gegentheil ihren Sitz in sehr versteckten Theilen des Verstandes, in denen die Vorstellungen, weit entfernt mit Bewusstsein gebildet zu werden, kaum als vorhanden wahrgenommen, vielmehr so wenig vorher erfasst werden, dass sie selbst, wenn sie da sind, noch nicht zum Bewusstsein gelangen. Der Hauptsitz des Nachahmungstriebes in unserer Natur ist der Glaube. Und die Ursachen, die bewirken, dass wir geneigt sind, das eine zu glauben und das andere nicht, gehören zu den dunkelsten Theilen der Seelenkunde. Aber an der nachahmenden Natur der Gläubigkeit kann nicht gezweifelt werden. In „Eothen“ ist eine prächtige Schilderung, wie jede Gattung von Europäern, die sich im Orient niedergelassen haben, sogar der schlaue Kaufmann und der Schiffskapitän mit seinem klaren umsichtigen Auge, bald dahin gelangt, an Zauberei zu glauben und euch im Ver-

trauen versichert, dass doch „wirklich etwas daran ist“. Er hat nie etwas gesehen, was ihn selbst überzeugt hätte, aber er hat die gesehen, die jene gesehen haben, welche Leute gesehen haben, die es gesehen haben. Er hat in der That in einer Atmosphäre ansteckenden Glaubens gelebt und hat sie eingeathmet. So ist kaum ein Mensch im Stande, sich den herrschenden Thorheiten seiner Sekte oder Partei zu entziehen. Kurze Zeit, vielleicht einige Wochen, ist er standhaft, streitet und stemmt sich dagegen; aber von Tag zu Tag wächst der Ansteckungsstoff und vermindert sich die Einsicht. Was er von den Freunden hört, was er in dem Parteiorgan liest, verfehlt die Wirkung nicht. Die einfache, greifbare Schlussfolgerung, die jeder in seiner Umgebung als richtig anerkennt, wirkt noch stärker und unmerklicher; seine eigenen guten Gegen Gründe kommen ihm täglich mehr und mehr wie ein Traum vor. Und bald macht der ernsteste Denker die Thorheiten mit, die in der Partei, mit der er arbeitet, oder in der Sekte, der er anhängt, einmal gäng und gebe sind.

In philosophischen Dingen, glaube ich, entgegengesetzt der gewöhnlichen Ansicht, bedarf es öfter eines Grundes und erfordert oft mehr Anstrengung, nicht zu glauben als zu glauben. Wenn es natürlich zuginge und der Mensch nach dem Muster der Logiker zugeschnitten wäre, würde er sagen: „Wenn ich gute Gründe sehe, will ich glauben; solange ich diese nicht sehe, glaube ich nicht.“

Aber in der That erscheint uns jede uns lebhaft entgegengebrachte Vorstellung wahr zu sein, wenn wir nicht die Vorstellungen unserer Gegengründe zusammenhalten und mit Willen unsern Verstand zwingen, an die Unwahrheit jener zu denken. „Alle klaren Ideen sind wahr“ ist durch ganze Zeitalter ein philosophischer Grundsatz gewesen, und obgleich es keinen Grundsatz gibt, der unhaltbarer wäre, so gibt es auch kaum einen, der der gewöhnlichen Menschennatur so vollkommen angepasst ist. Das Kind nimmt ohne weiteres jeden Gedanken, der ihm durch den Kopf geht, als wahr an; es hat kein Unterscheidungsvermögen für starke, klare, bleibende Vorstellungen, die doch falsch sind. Die blosse Gegenwart einer Vorstellung macht, wenn wir nicht aufpassen, oder dieselbe in sich etwas ungewöhnlich Abstossendes hat, dass wir sie glauben; und daher kommt es, dass der Glaube anderer unsern Glauben so schnell vergrößert, denn keine Vorstellungen erscheinen so ausserordentlich klar als die, welche uns von allen Seiten eingeschärft werden.

Der ernste Theil der menschlichen Gesellschaft ist dieser Nachahmungsgläubigkeit gerade so unterworfen wie der leichtfertige. Die Stimmung des Geldmarktes, der hauptsächlich aus ernsten Leuten zusammengesetzt ist, ist so sehr Nachahmung als irgendein Glaube. An einem Tag findet man jedermann unternehmungslustig, begeistert, eifrig kaufend und Aufträge ertheilend: in einer Woche

vielleicht ist fast die ganze Gesellschaft gedrückt und ängstlich und jeder drängt zum Verkauf. Prüft man die Gründe für die frühere Regsamkeit oder die spätere Unlust, oder überhaupt für den Umschwung, so ist man kaum im Stande, sie zu entdecken, und soweit sich Gründe aufspüren lassen, sind sie schwach und ungenügend. In der That wird die Stimmung nicht durch Gründe, sondern durch Nachäfferei gebildet. Irgendetwas hat sich ereignet, was ein wenig günstig schien, ein paar Sanguiniker sprachen laut davon und die Menge schloss sich ihnen an. Etwas später ist man dasselbe Lied müde geworden, da ereignete sich gerade etwas, das weniger günstig zu deuten war; nun fingen die ängstlichen Leute an, das Wort zu führen und die Menge ging wieder mit. In beiden Fällen wird jeder, der eingesteht, dass er anderer Meinung ist, für „hinterlistig“ verschrien. „Begehrst du“, sagt Swift, „für einen klugen Menschen gehalten zu werden, so musst du immer die Meinung der Person theilen, mit der du gerade verkehrst.“ Es herrscht viel stille Verfolgungssucht selbst unter den „gescheiten Leuten“; wer vorsichtig ist, bedenkt sich lange, ehe er etwas Neues vorbringt; sie sind bald geneigt, von „Faselei“ zu sprechen, und in der Zeit der Entschlüsse wird man dann nicht angehört.

In dieser Weise packt die Ansteckung der Nachahmung den Menschen bis ins Innerste seiner Seele, in seinem religiösen Bekenntniss. Aber sie

überfällt die Menschen auch in der stärksten körperlichen Bethätigung ihres Verstandes, die sozusagen das Bindeglied zwischen Seele und Körper bildet, in den Sitten. Für niemand wird das erst einer Erklärung bedürfen; wir haben alle schon an uns erfahren, wie eine unsichtbare Macht uns veranlasst, die Manieren unserer Umgebung nachzuahmen, oder es doch zu versuchen. Gibt Rom die Mode an, so ist es einerlei, was für eine Mode und wie beschaffen Rom zur Zeit ist, es gehört dann zu den unverkennbarsten Bedürfnissen der menschlichen Natur, sich nach der römischen Mode zu richten. Aber nicht so unverkennbar und doch ebenso gewiss ist es, dass die Macht des Nachahmungstriebes ebenso in die Tiefe als in die Breite geht. „Die Schreibweise“, sagt Wordsworth, „hat einen ungeheuern Einfluss auf den Inhalt des Dargestellten.“ Wer versuchen wollte, eine Nachahmung Swift'scher Gedanken in Addison's Stil zu schreiben, würde bald merken, dass es nicht nur schwer ist, Addison's Stil nachzuahmen, wegen seiner ausserordentlichen Feinheit, sondern auch, dass er, je mehr er diesem sich näherte, desto mehr von der Swift'schen Denkweise abfallen würde. Die eifrige Leidenschaft der Gedanken durchbricht die sanfte Einkleidung der Worte. So könnte man auch die einfachen Gedanken eines Engländers nicht in der grossartigen Manier eines Spaniers zum Ausdruck bringen. Unvermerkt und wie durch eine Art Zauber setzen sich die Manieren, die ein

Mensch angenommen hat, in ihm fest, sodass sie ihn schliesslich zu dem machen, was er anfänglich nur schien.

Auf diesem Wege hauptsächlich üben die grössten Geister eines Zeitalters ihren Einfluss aus. Sie geben den Ton an, andere nehmen ihn auf; sie erfinden eine Mode, andere benutzen dieselbe. Sonderbar ist die Meinung, dass diejenigen, welche die Geschichte vom sogenannten „wissenschaftlichen Standpunkt“ aus betrachten, den Einfluss individueller Charaktere nur gering anzuschlagen brauchen. Ebenso vernünftig wäre die Behauptung, dass diejenigen, welche die Natur vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachten, dem Einfluss der Sonne keine Bedeutung beizumessen brauchten. Gerade im Lichte der Wissenschaft ist die Erscheinung eines grossen Mannes eine grosse neue Ursache (gleichviel ob aus andern Ursachen zusammengefügt oder nicht, denn die Frage des freien Willens kommt hier nicht in Betracht), jedenfalls neu in allen ihren Wirkungen, in allen ihren Folgen.

Diese Auseinandersetzung ist, ich weiss es, lang und weitschweifig geworden; aber ich möchte gern andern ebenso nahe bringen, was mir die fortgesetzte Beobachtung der menschlichen Gesellschaft immer klarer zeigt, — dass diese unbewusste Nachahmung und Begünstigung geschätzter Charaktere und dieses ebenfalls unbewusste Scheuen oder Verfolgen und Bekämpfen misfälliger Charaktere zu-

sammen die Kraft ausmachen, welche aus den Menschen die Gesellschaft werden liess, wie wir sie jetzt sehen. Bald werde ich zu zeigen versuchen, dass die mehr anerkannten Ursachen, als: Wechsel des Klimas, Veränderung in den staatlichen Einrichtungen, Fortschritte der Wissenschaft, erst durch die Vermittelung jener Kraft thätig sind, dass sie den Gegenstand der Nachahmung und den Gegenstand des Abscheus nur verändern und dadurch ihren Einfluss ausüben. Erst muss ich jedoch von dem Ursprung der Nationen sprechen, dem eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes.

Die Entstehung von Nationen bildet einen Vorgang, für den es bis in die neueste Zeit augenscheinliche Beispiele gibt und der noch immer fortdauert. Das einfachste Beispiel liefert die Gründung eines der ersten Staaten von Amerika, sagen wir Neuengland, das einen so ausgeprägten und festeingewurzelten Nationalcharakter hat. Eine grössere Anzahl von Menschen mit übereinstimmenden Anlagen, übereinstimmenden religiösen und politischen Ansichten gründen eine besondere Ansiedelung: sie entwickeln ihre Anlagen in erhöhtem Masse, lehren nur ihren eigenen Glauben und setzen die von ihnen für die beste gehaltene Regierungsform ein; sie entmuthigen alle anders Veranlagten, unterdrücken andere Glaubensrichtungen und verbieten jede von ihrem System abweichende Massregel in der Regierung und Verwaltung ihres Ge-

bietes. Natürlich wird eine Nation, welche sich so gebildet hat, ihr besonderes Gepräge haben. Die ersten Ansiedler begannen nach einem besondern Muster, dasselbe wurde beharrlich nachgeahmt und, obgleich andere Ursachen störend dazwischen getreten sein mögen, so hat doch die nothwendige Wirkung des Principis der Erblichkeit die ursprünglichen Grundzüge unverändert überliefert, und es blieb ein neuenglischer Nationalcharakter zurück, der in jeder Hinsicht die Züge des ersten Charakters an sich trägt.

Dieser Fall ist bekannt genug; aber ganz in derselben Weise nimmt derselbe Process in schwächeren Formen heutzutage seinen Verlauf. Denn auch gegenwärtig wirkt Gleichartigkeit der Gesinnung im „Westen“ als Grund der Aussonderung und als Bindemittel. Massgebende Beobachter sagen, dass Stadtgemeinden dort entstehen, von denen jeder Ort seine eigene Religion, seine eigenen Sitten und Gewohnheiten annimmt; diejenigen, welche diese Religion und diese Sitten auch haben, gehen an denselben Ort und bleiben da; und die Anhänger einer andern Religion und anderer Sitten lassen sich an einem andern Ort nieder oder wandern bald weiter. Die Tage der Colonisation durch ganze Schwärme von einerlei Glauben sind vorüber, aber ein weniger sichtbarer Process der Anziehung ähnlicher Ueberzeugungen ist noch in Kraft und wird es wahrscheinlich bleiben.

Es ist aber nicht anzunehmen, dass dieselben Ursachen, denen in neuerer Zeit Neu-England seine Entstehung verdankt, auch im Kindheitsalter der Menschheit wirksam gewesen seien. Die Gesellschaft ist damals nicht nach einem „freiwilligen“, sondern nach einem unfreiwilligen System geschaffen worden. In jenen frühen Zeiten ward der Mensch zum Gehorchen geboren und konnte sich der erbten Herrschaft nicht entziehen. Nicht Individuen, sondern Geschlechter machten damals zusammen die Gesellschaft aus, und Glaubenssätze wurden durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Lord Melbourne setzte sich einst dem Spott der Philosophen aus, indem er erklärte, der englischen Kirche angehören zu wollen, weil sie den Glauben seiner Väter lehre. Die Philosophen sagten natürlich, dass es für einen Menschen kein Grund sei, etwas zu glauben, weil es sein Vater geglaubt hat, wenn es nicht auch die Wahrheit ist. Aber Lord Melbourne hatte nur etwas unzeitgemäss geäussert, was in alten Zeiten einer der stärksten und gangbarsten Grundsätze war. Bei den alten Römern wäre ein Abzug Einzelner übers Meer aus Gründen religiöser Absonderung für eine Unmöglichkeit gehalten worden. In noch rohern Zeiten ist die Religion der Wilden ein zu schwaches Element, um eine Spaltung zu veranlassen oder eine Gemeinde zu bilden. Wenn wir von grossen Ideen sprechen, so hat dies doch nur Geltung für Völker, welche befähigt sind,

Geschichte zu machen, nicht für die vorgeschichtlichen Menschen der Steinzeit oder die noch jetzt lebenden Wilden. Indessen sind es, wenn auch in ganz verschiedener Form, immer dieselben Hauptursachen, die Nachahmung begünstigter, die Ausstossung verabscheuter Charakterzüge, welche in den ältesten Zeiten gewirkt haben und noch jetzt bei uncultivirten Menschen wirksam sind. So stark auch der Hang zur Nachahmung unter civilisirten Menschen ist, müssen wir doch annehmen, dass dieser Trieb von ihrem Verstand theilweise zurückgedrängt wird. Wie die grosse Weitsichtigkeit, das unfehlbare Gehör, der wunderbar scharfe Geruchssinn des Wilden, ist es eine halbverlorene Kraft, die in alten Zeiten sehr stark entwickelt war und es in uncivilisirten Gegenden noch ist.

Der ausserordentlich grosse Hang zur Nachahmung ist ein wesentlicher Grund der erstaunlichen Einerleiheit, welche jedem Beobachter bei wilden Völkern auffällt. Wenn man einen Feuerländer oder einen Tasmanier gesehen hat, so hat man alle Feuerländer oder Tasmanier gesehen. Die höher entwickelten Wilden, wie die Neuseeländer, sind weniger gleichförmig gestaltet; sie haben etwas mehr von dem mannichfaltigen Körperbau civilisirter Nationen, weil sie überhaupt etwas civilisirt sind. Ihr Verstand ist bildsamer, ihr Gedankenvorrath grösser. Ein wilder Stamm gleicht darin einer Heerde gesellig lebender Thiere; wo das Leitvieh hinläuft, da laufen alle hin; die Wilden

machen blindlings nach, was ihr Führer thut, und werden bald so, wie er schon ist. Denn nicht nur das Bestreben, sondern auch die Fähigkeit, nachzuahmen, ist stärker bei wilden Menschen als bei civilisirten. Wilde ahmen schneller und besser nach. In derselben Weise sind Kinder geborene Nachäffer; unwillkürlich ahmen sie nach, was ihnen vorkommt. In ihrem Bewusstsein ist nichts, was dem Hang zur Nachahmung entgegenwirkt. Jeder gebildete Mensch hat einen grossen innern Vorrath von Ideen, zu denen er seine Zuflucht nehmen kann, wenn er unangenehme, von aussen kommende Eindrücke meiden oder mildern will. Aber ein Wilder oder ein Kind hat keinen Ausweg. Die äussern Erscheinungen vor ihm sind sein Leben; es lebt in dem, was es sieht und hört. Spuren desselben Zustandes lassen sich bei den ungebildeten Leuten in civilisirten Nationen nachweisen. Man schicke nur eine Dienstmagd und einen Gelehrten in ein fremdes Land, dessen Sprache beide nicht kennen; aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Hausmagd sie schneller lernen als der Gelehrte. Er hat noch andere Beschäftigungen, er kann in seinen eigenen Gedanken leben. Aber wenn sie nicht die Sprechart nachahmen kann, ist sie verloren; sie lebt nicht, solange sie nicht an dem Geklatsch in der Küche theilnehmen kann. Der Hang zum Nachäffen und die Fähigkeit nachzuäffen ist am stärksten, wo das abstracte Denkvermögen am schwächsten ist. Die wunderbarsten

Beispiele der Nachahmung in der Welt liefert vielleicht die Nachahmung civilisirter Menschen durch die Wilden im Gebrauch der Waffen. Sie lernen die Kunstgriffe mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Ein Indianer Nordamerikas, ein Australier sogar schießt so gut als irgendein Weisser. Hier erreicht der Trieb ebenso wie die angeborene Kraft den höchsten Grad. Denn jedem Wilden ist die Kunst zu tödten wichtiger als irgendeine andere Kunst.

Die Verfolgungssucht aller Wilden und in der That auch aller unwissenden Leute ist noch weit auffälliger als ihr Hang zur Nachahmung. Kein Barbar vermag ruhig anzusehen, wie einer von seinem Volk von den alten barbarischen Sitten und Gebräuchen seines Stammes abfällt. Gewöhnlich erwartet der ganze Stamm sofortige Bestrafung durch die Götter, wenn einer von ihnen das Alt-hergebrachte verachtet oder Neues beginnt. In spätern Zeiten und in cultivirten Ländern ist jeder nur für seine eigenen Handlungen verantwortlich, und niemand glaubt, dass das Misverhalten anderer ihm Schuld aufladen könne. Schuld ist bei uns ein persönlicher Makel, Folge eines Willens-actes und nur dem Wollenden anhaftend. In alten Zeiten dagegen wird die Missethat eines Einzelnen für eine Gottlosigkeit des ganzen Stammes, für eine Beleidigung seiner besondern Gottheit angesehen, welche den ganzen Stamm den Strafen des Himmels aussetzt. In den politischen Begriffen

solcher Zeiten gibt es keine „beschränkte Haftbarkeit“. Solcher Stamm oder solche alte Völkerschaft ist eine religiöse Genossenschaft, die ein unbedachtes Mitglied durch einen Act der Gottlosigkeit ins Verderben stürzen kann. Ist ein Staat nach diesem Plan gebildet, so wird Duldung Verbrechen. Eine erlaubte Abweichung von den überlieferten Satzungen wäre da reiner Wahnsinn. Es hiesse das Glück der Mehrzahl aufs Spiel setzen. Es hiesse, einem Einzelnen erlauben, um eines kurzen Genusses oder einer thörichten Laune willen fürchterliches und unwiderrufliches Unheil über alle zu bringen. Sogar die Geschichte der Athener wird niemand verstehen, der diese Vorstellungsweise der alten Welt vergisst, obgleich Athen im Vergleich mit andern ein aufgeklärter und skeptischer Staat war, empfänglich für neue Anschauungen und frei von veralteten Vorurtheilen. Als die öffentlichen Bildsäulen des Hermes verstümmelt wurden, erfüllte Schrecken und Zorn alle Athener. Sie glaubten, sie würden alle untergehen, weil irgend einer das Bild eines Gottes verstümmelt, und diesen somit beleidigt hatte. Fast jede Einzelheit des Lebens im classischen Alterthum, der Zeit des Beginns wirklicher Geschichte, war religiös geweiht; ein geheiligtes Ritual ordnete die Handlungen der Menschen, einerlei ob unter dem Namen eines Gesetzes oder nicht, denn vieles davon war älter als das Wort „Gesetz“, Reste alter Gebräuche, die als von einer übermenschlichen Ge-

walt ausgegangen angesehen wurden und nicht ohne die Gefahr der Bestrafung durch unsterbliche Mächte verletzt werden konnten. Es bestand eine solche „Solidarität“ zwischen den Bürgern, dass ein jeder geneigt war, den andern aus Furcht vor eigenem Schaden zu verfolgen.

Man könnte glauben, dass diese beiden Richtungen der alten Welt, die Verfolgungssucht und der Nachahmungstrieb, sich entgegenwirken mussten; dass der Nachahmungstrieb die Menschen zur Nachahmung des Neuen veranlassen, die Verfolgung auf Grund der traditionellen Gewohnheit sie daran hindern würde. Aber thatsächlich wirken die beiden Richtungen zusammen. Stark ist stets die Neigung das Allergewöhnlichste nachzuahmen, das Gewöhnliche ist aber auch das Altgewohnte. Tägliche Nachahmung ist am häufigsten eine erhaltende Kraft, denn die meisten Vorbilder sind alt. Hingegen wird etwas Neues zur Nothwendigkeit für jeden Menschen und für jedes Volk. Wir können wol wünschen, der morgende Tag möge dem heutigen gleichen, aber er wird ihm nicht gleichen. Neue Mächte werden auf uns eindringen, neuer Wind, neuer Regen und das Licht einer andern Sonne; ihnen zu begegnen müssen wir uns auch ändern. Aber die Neigungen zu verfolgen und nachzuahmen gewähren in ihrer Vereinigung die Sicherheit, dass das Neue in der alten Form geschieht; eine Veränderung muss sein, aber sie soll möglichst wenig Abweichung vom Hergebrachten

enthalten. Dahin strebt der nachahmende Trieb, indem die Menschen am leichtesten das nachahmen, worauf ihr Verstand vorbereitet ist, was dem Alten gleicht und doch das unvermeidliche Minimum von Veränderung in sich trägt; was sie am wenigsten aus dem gewohnten Pfad verdrängt und ihnen am wenigsten Kopfzerbrechen macht. Das ist es, was uns die Entwicklungstheorie lehrt, dass die Menschen bei unvermeidlichen Veränderungen diejenige neue Lehre vorziehen, welche am meisten für einen, ihre alten Lehren „erhaltenden Zusatz“ gelten kann. Die Bestrebungen der Nachahmung und Verfolgung machen jede Veränderung bei den alten Völkern zu einer Art Erhaltung durch Auswahl, bei welcher der grösste Theil des Alten bewahrt, und nur irgend ein neuer, aber gleichartiger Gebrauch sozusagen angefügt wird, wie man ein Thürmchen auf ein altes Gebäude im selben Stil aufsetzt.

Dieses Verfahren, Passendes anzunehmen und Unpassendes zu verwerfen ist es, welches jene Bilder seltsamer Sitten schafft, die in allen Theilen der Welt den civilisirten Menschen, dem sie zum ersten mal vorkommen, stutzig machen. Wie bei dem alten Kopfputz, den man in Gebirgsdörfern findet, denkt der Reisende nicht so sehr darüber nach, ob solche Sitten gut oder schlecht sind, als er sich wundert, wie jemand sie erdacht haben mag; kommen sie ihm doch wie Ungeheuerlichkeiten vor, auf die nur ein wilder und absonderlicher Geist verfallen konnte. Wild und absonder-

lich allerdings würde dieser Geist sein, wenn es überhaupt der Geist eines Einzelnen wäre. In der That sind solche Sitten das Erzeugniss von Jahrhunderten, wie das römische Recht oder die britische Verfassung. Nicht ein Mensch, auch nicht ein Geschlecht konnte sie erfinden; nur eine Reihe von Generationen, deren jede, in den Sitten der vorigen erzogen, Verwandtes bedurfte, konnte darauf verfallen. Wilde „verzärteln“ sozusagen ihre Lieblingssitten und hüten sie, wie man Lieblingsthier hütet; aber Jahrhunderte gehören dazu, bis endlich aus dem Zusammenfluss verwandter Anziehungen und gleichartiger Abstossungen ein Nationalcharakter gebildet wird.

Eine andere Ursache wirkt noch mit. In den frühen Perioden der Civilisation ist die Sterblichkeit im Kindesalter sehr gross, und diese ist eine Art Zuchtwahl an sich; — das Kind, das am meisten befähigt ist, ein guter Spartaner zu werden, wird auch am wahrscheinlichsten die spartanischen Kinderjahre überleben. Die Gewohnheiten des Stammes werden dem Kind aufgezwungen; ist es fähig, sie anzunehmen und nachzuahmen, so bleibt es am Leben; wenn es das nicht kann, stirbt es. Die Nachahmung, wie sie Völker im Urzustand zu gleichartigen Massen formt, wirkt zwar durch das ganze Leben hindurch, aber sie wirkt auf besonders dazu geeignete Formen und an ausgesuchten Personen. Ich halte auch eine Art Zuchtwahl von seiten der Ältern für wahrscheinlich, welche in

derselben Weise wirkend zur Erhaltung der bevorzugten Individuen beiträgt. Diejenigen Kinder, welche ihren Vätern und ihren Müttern die meiste Befriedigung geben, werden gewiss auch am besten gepflegt und haben die beste Aussicht, am Leben zu bleiben. Nach einem rohen Princip werden die Lieblingskinder die „hoffnungsvollen“, die ihrem Stamm, im Sinne der herrschenden Stammessitten und Neigungen, am meisten Ehre zu machen versprechen. Das Kind, das am meisten Befriedigung gewährt, wird am besten gewartet, und dasselbe kann dann am besten zur Erhaltung des zur Zeit und an Ort und Stelle gültigen Musters beitragen.

Dennoch glaube ich, dass man abgeneigt ist, ein so ausgeprägtes, festes, fast physisches Merkmal, wie den Nationalcharakter, so unbedeutenden Ursachen, als Nachahmung bevorzugter und Verfolgung misliebiger Gewohnheiten zuzuschreiben. Indessen ist doch Nationalcharakter selbst nur ein Name für eine Sammlung mehr oder weniger allgemeiner Gewohnheiten. Solche Nachahmung und Verfolgung aber haben, durch viele Generationen fortwirkend, bedeutende physische Folgen. Die Denkart der Aeltern geht gewissermassen leiblich auf das Kind über. Mit der Zeit muss sich ein fester Typus bilden und fortpflanzen, wenn die Ursachen, die ich beschrieben habe, nur unbehindert in Wirksamkeit bleiben können.

Wie schon gesagt, soll hier nicht der Ursprung der Rassen, sondern der Nationen, oder wenn man

lieber will, der Stämme erklärt werden. Ich gebe vollkommen zu, dass keine Nachahmung vorherrschender, und keine Abwehr verpönter Sitten genügt, um die gröbern Gegensätze im menschlichen Geschlecht zu begründen. Solche Mittel würden ebenso wenig einen Brahmanen zum Neger oder einen Engländer zum rothen Indianer machen können, als man die Flecken eines Leoparden oder die Hautfarbe eines Mohren abwaschen kann. Mächtigere Ursachen müssen zusammengewirkt haben, sonst hätten so ungeheuere Verschiedenheiten niemals entstehen können. Die schwächern Ursachen, mit denen wir uns hier beschäftigen, haben die Unterschiede zwischen Griechen und Griechen, aber nicht das griechische Volk geschaffen. Wir können nicht genau angeben, wo die Grenze liegt, aber es ist klar, dass es eine solche gibt.

Wenn wir die ältesten Denkmäler der Menschheit betrachten, finden wir diese Rassencharaktere ebenso bestimmt ausgeprägt, als sie es heute sind. Die ältesten Malereien und Sculpturen zeigen uns die bestehenden Gegensätze ungleicher Typen ebenso scharf und deutlich, wie die heutige Beobachtung im Leben. Soweit die Erinnerungen der Geschichte reichen, sind keine solchen Unterschiede wie die zwischen Negern und Griechen, zwischen Papuas und rothen Indianern oder zwischen Eskimos und Gothen geschaffen worden. Wir gehen also von Hauptunterschieden aus, und verfolgen nur die Spur der geringern Veränderungen, denn wir

sehen nur geringere Veränderungen vor sich gehen. Es wäre auch sehr schwer zu begreifen, wie selbst die grösste Zahl solcher geringer Veränderungen einen Menschen mit bestimmtem Rassentypus in einen Menschen mit einem andern Rassentypus verwandeln könnte. Dafür gibt es nur zwei Arten der Erklärung. Die eine ist die der ursprünglich besondern Erschaffungen dieser grossen Rassen, so wie sie sind, dass sie vom Anfang Neger oder Griechen waren. Aber diese so bequeme besondere Erschaffung ist so oft behauptet und so sehr oft verworfen worden, dass wahrscheinlich nicht viele ernste Forscher mehr fest daran glauben. Viele mögen sie vorläufig als die beste bestehende Hypothese annehmen, allein man betrachtet sie stets wie eine Armee, die immer geschlagen worden ist; so stark sie auch scheint, man glaubt doch, dass sie wieder geschlagen werden wird. Welcher Art genau genommen die andere Erklärung ist, vermag ich nicht anzugeben. Es liegen uns noch keine Anhaltspunkte für zuverlässige Behauptungen vor. Bei weitem die wahrscheinlichste Theorie ist die von Wallace, dass die Rassenmerkmale lebendige Zeugnisse einer Zeit sind, in der der Verstand des Menschen noch nicht wie heute im Stande war, sein Leben und seine Sitten einem Wechsel des Wohnsitzes anzupassen, dass folglich die Kindersterblichkeit bei den ersten Wandervölkern über alle Begriffe gross war und nur diejenigen Individuen (gleichsam Glückspilze) gross wurden und

fortkamen, die mit einer geschützten Natur geboren waren, d. h. deren Natur dem Klima und dem Land angemessen war, fähig, die Vortheile desselben zu nützen, und gerüstet, die schädlichen Einflüsse zu ertragen. Nach Wallace ist der Neger der Rest einer Menschengattung, die mit dem geringen Anpassungsvermögen der damaligen Zeit in Innerafrika am Leben bleiben konnte. Einwanderer starben weg, bis sie den Neger oder etwas Aehnliches hervorbrachten; ebenso sollen die Eskimos oder die Amerikaner entstanden sein.

Auch jede schützende Sitte, die in solcher Zeit aufkam, muss weit grössere Folgen gehabt haben, als jemals in spätern Zeiten. Ein Stamm, der wie eine Heerde zusammenhielt, und dessen Führer mit irgendwelchen nachahmbaren vortheilhaften Eigenschaften für den Kampf ums Dasein ausgerüstet war, brauchte diesen nur nachzuahmen, um einen ungeheuern Vortheil im Kampf um das Dasein zu erlangen. Ein solcher Stamm musste siegen und am Leben bleiben, weil er zusammenhängend und gerüstet war im Verhältniss zu andern mitkämpfenden Stämmen, denen diese beiden Eigenschaften fehlten. Ich vermuthe, dass in der Urzeit, als die Körper der Menschen noch nicht alle die Merkmale und Spuren unzähliger vorhergegangener Generationen trugen, eine jede neue Sitte viel leichter und sicherer fortgepflanzt werden konnte. In jener Zeit, als die menschliche Natur weicher und bildsamer war, konnten ihr die

scharfen Rassenmerkmale leichter eingeprägt werden und doch tief genug, um immer lesbar zu bleiben.

Aber ich masse mir nicht an, über solche Dinge zu urtheilen; diese Blätter handeln, wie ich schon öfter erklärt, nur von der Entstehung der Nationen, nicht der Rassen. Ich setze eine Welt mit sichtbar verschiedenen Arten von Menschen voraus und will nur zeigen, wie weniger scharfe Gegensätze innerhalb einer jeden Art wahrscheinlich entstehen. Nachdem grosse gleichartige Völkerfamilien, als Neger, Mongolen, Arier gegeben waren, mussten, wie ich nachzuweisen versuchte, kleinere unterschiedene Gruppen innerhalb einer jeden auftreten, einige von bleibender Dauer, andere um wieder unterzugehen. Das sind die Wellen in jedem Rassenstrom, welche seine Oberfläche unterbrechen, und fortbestehen, bis irgendeine neue Kraft die Strömung verändert. Diese schwächen Abweichungen vermischen sich nicht nur untereinander, sondern auch mit denen anderer Rassen. Solange es Menschen gibt, hat sich tausendmal Strom über Strom ergossen, ein reissender über einen schleichenden, ein trüber über einen klaren, und Wellen und Wasser haben neue Formen und neue Farben bekommen, wol unter dem Einfluss der vorangegangenen und doch ganz anders. Und auf die frischen Massen haben dann wieder die alten Mächte der Verbindung und Ausstossung eingewirkt und über der neuen Oberfläche eine andere

Welt geschaffen. „Bunt war das Kleid“ der Welt, wie sie Herodot zuerst sah und uns beschrieb, und auf solche Weise sind, wie mir scheint, ihre mannichfachen Farben hervorgebracht worden.

Wenn es mir gelungen ist, zu zeigen, dass die Kräfte der Nachahmung und Aussonderung hauptsächlich, oder doch am bedeutendsten zur Bildung eines Nationalcharakters beitragen, werden in der Folge die Wirkungen der gewöhnlich auf denselben eindringenden Umstände weit besser verstanden werden, als meistens geschieht oder nach den Erklärungen in Büchern möglich ist. Wir wissen, dass ein Regierungswechsel oder eine Wanderung in ein anderes Klima gleichmässig auf die ganze Masse einer Nation wirkt, und wir fragen uns erstaunt (mir wenigstens ging es so), wie diese Wirkung vor sich geht. Aber solche Veränderungen wirken zuerst nicht gleichmässig auf alle Menschen innerhalb einer Nation, ja auf viele wirken dieselben eine ganze Zeit lang gar nicht. Doch sie bringen neue Eigenschaften an den Tag und kündigen die Folgen neuer Gewohnheiten an. Ein Wechsel des Klimas, sagen wir von einem erschlaffenden zu einem stärkenden, wirkt auf diese Weise. Jedermann spürt es ein wenig, aber die Thätigsten spüren am meisten davon. Sie arbeiten und gedeihen und ihr Glück regt zur Nachahmung an. Ebenso geht es bei dem entgegengesetzten Wechsel, von einer anregenden zu einer abspannenden Gegend; die von Natur

träge sind, sehen hier bei ihrem Nichtsthun so glücklich aus, dass die von Natur Thätigen mit verdorben werden. Die Einwirkung jeder beträchtlichen Veränderung auf eine Nation geht also in die Tiefe wie in die Breite. Ihre grösste Kraft zeigt sich an einigen gleichsam vorbereiteten und angemessenen Individuen; in diesen bringt sie verlockende Resultate zum Vorschein, und dann werden die Gebräuche, die solche Resultate schaffen können, weit und breit nachgeahmt. Und in dieser einfachen und wenig auffälligen Weise nimmt, wie ich glaube, der Entwicklungsprocess des Fortschritts wie auch der Entartung der Völker im allgemeinen stets seinen Verlauf.

VIERTES BUCH.

Wie Nationen entstehen.

II.

Alle Theorien über den Urmenschen leiden an grosser Unsicherheit. Nach der Abstammungslehre muss man annehmen, der Mensch habe einen gemeinsamen Vorfahren mit den andern Primaten gehabt.¹ Aber wie dieser beschaffen war, wissen

¹ Primaten nennt man nach Linné die erste Ordnung der Säugethiere, welche den Menschen und die höheren Affen umfasst, mit denen er in allen wesentlichen Theilen des Körpers vollkommen übereinstimmt. Nach der Lehre von Darwin, welche offenbar einen grossen Einfluss auf die Anschauungen des Verfassers gehabt hat, obgleich er ihn nirgend erwähnt und selbst hier, wo er ihn unmittelbar im Auge hat, nicht mit Namen nennt, stammt der Mensch von einem vorweltlichen Geschöpf, das zugleich der Stammvater der menschenähnlichen Affen ist. Vgl. Darwin, Die Abstammung des Menschen. Uebersetzt von Carus (2. Aufl., Stuttgart 1871), und Hæckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte (4. Aufl., Berlin 1873), sowie Schmidt, Descendenzlehre und Darwinismus (Leipzig 1873; 2. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“).

wir nicht. Wenn wir je zu einer klaren Vorstellung von ihm gelangen können, so wird dies nur infolge von langjährigen Untersuchungen und mühevoller Ansammlung von Thatsachen geschehen, von denen bisher kaum ein schwacher Anfang vorhanden ist. Indessen hat doch die Wissenschaft schon etwas für uns gethan. Sie kann uns nicht unsern ersten Vorfahren nennen, aber sie kann uns von einem Vorfahren erzählen, der in der Abstammungsreihe sehr hoch oben steht. Wir können uns (selbst bei unbedingter Annahme der Abstammungslehre) nicht die geringste Vorstellung von dem ersten Menschen machen, aber wir können doch einen leidlichen Begriff bekommen von dem pauloprähistorischen Menschen, wenn man so sagen darf, von einem Menschen, wie er kurze Zeit (was wir hier kurz nennen dürfen), einige zehntausend Jahre, vor Beginn der Geschichte war. Gelehrte Forscher, deren Scharfsinn und Fleiss kaum übertroffen werden kann — Sir John Lubbock und Herr Tylor sind die bedeutendsten darunter —, haben so viel gesammelt, gesichtet und erklärt, dass sie zu einer recht lebendigen Vorstellung von ihm gelangt sind.

Das Ergebniss dieser Forschungen ist, oder scheint mir, wenn ich es in meiner Redeweise zusammenfassen darf, Folgendes zu sein. Die jüngern vorhistorischen Menschen, diejenigen, von denen wir zahlreiche Ueberbleibsel gefunden haben, und denen historische Nationen viele ihrer alten,

sonderbaren Sitten verdanken („fossile Sitten“ möchten wir dieselben nennen, weil sie oft so in wirklicher Civilisation stecken und ebenso wenig dazu gehören wie die Fossilien in den sie umgebenden Schichten), vorhistorische Menschen in diesem Sinne waren „Wilde ohne die befestigten Sitten der Wilden“; das will sagen, dass sie, wie die Wilden, starke Leidenschaften und einen schwachen Verstand besaßen, dass sie, wie die Wilden, den kurzen Taumel wilder Lust einem sanften und ruhigen Genuss vorzogen; wie die Wilden konnten sie die Gegenwart nicht der Zukunft nachsetzen, und wie bei Wilden war ihr eingewurzelter Sinn für Sittlichkeit, im besten Falle, sehr roh und mangelhaft. Aber im Gegensatz zu den heutigen Wilden hatten sie keine verwickelten Sitten, die in ihrer Sonderbarkeit und scheinbaren Unerklärlichkeit dem ganzen menschlichen Leben als Richtschnur dienen. Und die Gründe für die Annahme einer solchen Rasse, welche zu alt ist um ihre Geschichte zu erforschen, aber nicht zu alt, als dass Denkmäler von ihr erhalten wären, sind einfach folgende: Erstens können wir uns keinen starken Verstand ohne geistige Vervollkommnung vorstellen; vorhistorische Menschen aber besaßen keine solche Vervollkommnung. Sie würden dieselben nie verloren haben, wenn sie je welche gehabt hätten. Es ist geradezu unglaublich, dass ganze Menschenrassen in den entferntesten Theilen der Welt (die

überhaupt fähig sind, das Zählen zu begreifen, da sie es schnell erlernen) die Kunst des Zählens früher gekannt, dann aber verlernt haben sollten. Es ist unglaublich, dass ganze Rassen die Anfangsgründe des gewöhnlichen Denkens, die einfache Unterscheidung sachlicher Dinge von Gedanken-
dingen, die sogenannte Philosophie des Benjamin Franklin, vergessen konnten, wenn sie dieselben je gekannt hätten. Ohne ein Gegebenes kann die menschliche Denkfähigkeit nicht arbeiten. Lord Baco sagt, der menschliche Verstand muss „Stoff verarbeiten“. Bei dem Mangel der gewöhnlichsten Kenntnisse, die uns in den Anfangsgründen des Denkens so weit unterrichtet haben, als wir es sind, hatten jene keinen „Denkstoff“. Daher waren ihre Leidenschaften, selbst wenn sie in Wirklichkeit nicht stärker gewesen sein sollten als die unsrigen, dennoch verhältnissmässig stärker, denn ihre Vernunft war schwächer als die unsrige. Zweitens steht es fest, dass Menschenrassen, welche fähig waren, die Gegenwart der Zukunft nachzusetzen (selbst wenn solche Menschen ohne einen geschulten Verstand denkbar wären), im Kampfe der Völker einen so ungeheuern Vorthail besessen hätten, dass keine andere sie überlebt haben würde. Ein einziger australischer Stamm, der wirklich solcher Vorsicht fähig gewesen und sie angewandt hätte, würde unfehlbar ganz Australien erobert haben, gerade so wie es die Engländer gethan haben. Man denke sich eine Rasse durchtriebener Schotten

dorthin versetzt: selbst wenn sie so unwissend wie die Australier gewesen wären, sie wären doch von der Torresstrasse nach der Bass'-Enge gelangt, trotz des Widerstandes aller übrigen Australier. Das ganze Land wäre bald in ihrem Besitz gewesen und allein nur in ihrem. Drittens können wir mit Gewissheit annehmen, dass das sittliche Gefühl des vorgeschichtlichen Menschen ebenso unvollkommen und ebenso unentwickelt war wie seine Vernunft. Dieselbe Art der Beweisführung passt auf eine selbstbeherrschende Sittlichkeit, welche auf eine durch Nützlichkeitsgründe gebotene Hintansetzung des Gegenwärtigen zu Gunsten der Zukunft angewendet wurde. Beide hängen so eng mit schwierigen geistigen Ideen zusammen (und ein hohes Sittlichkeitsgefühl am meisten), dass es durchaus unmöglich ist, ihr Vorhandensein bei Menschen vorauszusetzen, die nicht über fünf zählen konnten, nur die rohesten und einfachsten Sprachformen besaßen, keine Art von Schreibe- oder Lesekunst kannten, die, kurz gesagt, „keinen Topf und keinen Tiegel“ hatten, die allerdings ein Feuer anzünden konnten, aber darüber hinaus keine Herrschaft über die Natur weiter erlangt hatten. Gerade auch wie eine scharfe Weitsichtigkeit ist ein starkes Sittlichkeitsgefühl bei einfachen Verhandlungen eine so allgemein nützliche Gabe für die menschliche Rasse, dass sie nicht gänzlich verloren werden konnte, wenn sie einmal erworben war. Aber unzählige Wilde wissen so gut wie

nichts von den sittlichen Geboten, die der Wohlfahrt ihres Stammes am meisten förderlich sind. Ja, es gibt viele Wilde, die sogar das menschliche Leben gering achten, die kaum ein Familiengefühl haben und sich beeifern alle alten Leute zu tödten (die eigenen Aeltern nicht ausgeschlossen), sobald sie hinfällig und lästig werden, — die kaum Sinn für Wahrheit haben und, wahrscheinlich aus einer überlieferten beständigen Furcht, alles zu verbergen wünschen und (wie Beobachter berichten) lieber lügen als die Wahrheit sprechen; deren Begriffe von der Ehe so schwach und unbestimmt sind, dass man dafür einen eigenen Namen „Gemeinschaftsehe“ erfunden hat (in welcher alle Weiber des Stammes allen Männern gemeinsam gehören). Wenn wir nun bedenken, wie bindend und kräftigend für die menschliche Gesellschaft Wahrheitsliebe, Aelternliebe und ein festes Eheband sind, wie ein Stamm, der diese Gefühle besitzt, ohne Zweifel andere Stämme, denen sie fehlen, vollständig und in kurzer Zeit überwinden musste, so werden wir bald begreifen, wie unwahrscheinlich es ist, dass grosse Massen von Stämmen in der ganzen Welt alle diese moralischen Hülfen zum Sieg, von andern zu schweigen, vergessen und verloren haben sollten. Wenn sich irgendein sicheres Urtheil über den vorhistorischen Menschen fällen lässt, so ist es das, welches ihm einen mangelhaften Sinn für Sittlichkeit zuschreibt; denn in diesem Punkt vereinigen sich alle Beweisgründe, die

uns durch die neuesten Untersuchungen an die Hand gegeben worden sind.

Aber auch in diesem Punkt beruht der Beweis nicht allein auf den letzten Untersuchungen. Schon vor vielen Jahren sagte Herr Jowett, dass die klassischen Religionen Ueberreste aus jener „vorsittlichen Zeit“ enthalten. Und dies ist nur einer von den vielen Fällen, in welchen dieser grosse Denker durch einen glücklich gewählten Ausdruck bewiesen hat, dass er die bevorstehenden Streitfragen erschöpft hatte, Jahre ehe sie aufkamen, und mehr oder weniger das Ergebniss vorausgesehen hatte, zu dem die Streitenden gelangen müssen, lange ehe es an die Oeffentlichkeit trat. Es gibt nun keine andern Erklärungen für solche Religionen als eben diese. Wir brauchen nur den „Homer“ von Herrn Gladstone aufzuschlagen, um einzusehen, mit welchem entschiedenen Widerwillen ein wahrhaft moralisches Zeitalter die Götter und Göttinnen des Homer betrachten muss; wie undenkbar es ist, dass eine wahrhaft moralische Zeit dieselben erst erfunden und sich dann vor ihnen gebeugt habe; wie klar es ist (wenn es nämlich einmal erklärt worden), dass wir es hier mit Alterthümlichkeiten zu thun haben, wie ein englisches Hofcostüm oder ein steinernes Opfermesser, Dinge, die niemand als Ceremonialgeräthe benutzen wird, ausser derjenige, der sie aus einer vergangenen Zeit, da es nichts Besseres gab, ererbt hat. Auch ist es durchaus nicht etwa unverträglich mit unsern

heutigen Theorien über das sittliche Gefühl, wenn wir so von unsern Vorfahren denken. Die Theorie von der unmittelbaren Sittlichkeit, die dem am meisten entgegengesetzt wäre, ist kürzlich in einer neuen Richtung fortentwickelt worden. Es wird jetzt nicht mehr behauptet, dass alle Menschen ein gleich starkes Gewissen haben. Allerdings konnte das nur von ganz seichten Streitern, welche die Merkmale der menschlichen Natur nicht verstehen, behauptet werden; wenn die Menschen sich in irgendetwas unterscheiden, so ist es in der Feinheit und Zartheit ihrer sittlichen Anschauungen, einerlei wie das Gefühl dafür in ihnen entstanden ist. Wir brauchen nicht bis zu den Wilden zu gehen, um diese Lehre zu erhalten; wir brauchen nur mit den armen Leuten bei uns oder mit unsern eigenen Dienstboten zu sprechen, und wir werden ausreichend belehrt werden. Die niedern Klassen der Gesellschaft in civilisirten Ländern ermangeln, gerade wie die ganze Gesellschaft in uncivilisirten Gegenden, jener zarteren Gefühle, die wir zusammen genommen den Sinn für Sittlichkeit nennen. Alles dies wird ein Anhänger der Unmittelbarkeitstheorie, der seine Sache versteht, jetzt zugeben, aber er wird hinzufügen, dass, wenn auch der Grad des sittlichen Sinnes bei verschiedenen Personen verschieden stark sein mag oder ist, dieser Sinn jedoch, soweit er vorhanden, gleichartig beschaffen ist. Er vergleicht ihn mit der Vorstellung von der Zahl, die bei einigen Wilden so unvoll-

kommen ist, dass sie in der That nicht leicht weiter als bis drei zählen können. Aber bis zur Drei sind ihre Vorstellungen dieselben wie bei civilisirten Menschen. Wenn es überhaupt unmittelbare Vorstellungen gibt, so gehören ohne Frage die Grundwahrheiten des Zahlbegriffs dazu. In ihnen liegt mehr als in irgendetwas eine fühlbare Nothwendigkeit; es wäre Pedanterie, zu behaupten, dass dieses oder jenes sittliche Gebot sicherer sei, als dass fünf und fünf zehn ausmachen. Die Wahrheiten der Arithmetik, ob unmittelbar oder nicht, können keineswegs unabhängig von aller Erfahrung erkannt werden, und ebenso wenig die Gebote der Sittlichkeit. Es ist keine Frage, dass sie im Leben und durch die Erfahrung wach gerufen wurden, obgleich hier wieder die schwierige und alte Streitfrage dazu kommt, ob etwas ihnen Eigenthümliches, was in andern Lebensäusserungen nicht zu finden ist, unabhängig von aller Erfahrung aus der eigenen Kraft des Geistes dazu beigetragen worden ist.

Aber obgleich in dieser allgemeinen Darstellung die Vorstellung begründet sein mag, dass der Mensch der vorgeschichtlichen Zeit dem heutigen Wilden sehr ähnlich ist, so findet man doch in anderer Beziehung ebenso viel und bessere Gründe anzunehmen, dass er durchaus anders als ein Wilder der Jetztzeit war. Ein Wilder ist heutzutage nichts weniger als das einfache Wesen, als welches ihn die Philosophen des 18. Jahrhunderts zu schildern liebten; im Gegentheil, sein Leben ist aus tausend sonder-

baren Gewohnheiten zusammengesetzt, seine Vernunft ist durch tausend seltsame Vorurtheile verdunkelt, sein Empfinden durch Tausende grausamer Aberglauben in steter Furcht erhalten. Das ganze Bewusstsein eines jetzigen Wilden ist gleichsam tätowirt mit scheusslichen Bildern; nirgends ist mehr ein glattes Fleckchen zu finden. Hingegen ist kein Grund, zu vermuthen, dass die vorhistorischen Menschen ein ebenso zerfurchtes und entstelltes Bewusstsein hatten; zur Bildung dieser Gewohnheiten, dieser Vorurtheile, dieses Aberglaubens haben nothwendig ganze Zeitalter gehört. Seiner Natur nach, mag man sagen, war der vorhistorische Mensch identisch mit dem jetzigen Wilden; in seinen erworbenen Eigenschaften aber ganz verschieden.

Man wendet vielleicht dagegen ein, dass der Mensch, wenn er aus einer Thierart hervorgegangen ist (wie es die neuen Entwicklungstheorien behaupten, die, wenn sie auch nicht endgültig bewiesen sind, doch grosse Wahrscheinlichkeit haben und von wichtigen wissenschaftlichen Analogien unterstützt werden), dann müsse er nothwendig im Anfang thierische Instincte besessen haben; diese wären nur allmählich verloren gegangen und hätten in der Zwischenzeit als ein Schutz und eine Waffe gedient, sodass also die Menschen der Vorzeit im Besitz wichtiger Hülfsmittel und Empfindungen gewesen wären, welche ihnen im Kampfe ums Dasein nützlich waren, und welche heutige Wilde nicht haben können. Von den ersten Menschen, den ersten

Wesen, die überhaupt so genannt werden können, mag dies richtig sein. Es gibt Instincte, welche stets verschwinden, sobald der Verstand andauernd auf den Gegenstand ihrer Thätigkeit gerichtet wird. Die merkwürdigen „Rechenknaben“, diese arithmetischen Wunderkinder, die durch eine eigenthümliche, angeborene Gabe befähigt sind, mit den grössten Summen zu rechnen, verlieren diese Gabe zuweilen vollständig, immer theilweise, wenn man sie nach den gewöhnlichen Regeln rechnen lehrt. In gleicher Weise, habe ich sagen hören, könne sich ein Mensch mit Vernunftgründen den Instinct der Schamhaftigkeit ausreden, wenn er sich nur Mühe gibt und sich genügend anstrengt. Aber das hat nichts mit meiner Beweisführung zu thun. Ich sage nur, dass solche Instincte, wenn sie je bestanden haben, auch verschwunden sind, und dass dann eine Periode kam, vielleicht eine ungeheuer lange Periode im Verhältniss zu unserer Zeitrechnung, in welcher die Menschen der Vorzeit ziemlich ebenso lebten wie die heutigen Wilden, ohne irgendwelche wichtige Fähigkeiten und Hülfsmittel.

Beweise hierfür finden sich in den grossen Werken von Sir John Lubbock und Herrn Tylor, von denen ich schon gesprochen habe. Ich kann hier nur zwei davon anführen. Erstens ist es klar, dass die ersten vorhistorischen Menschen Feuersteinwerkzeuge hatten, wie sie die rohesten Wilden benutzen, und wir können die Spuren einer regelmässigen Verbesserung in der Verfertigung und Anwendbarkeit ihrer ein-

fachen Werkzeuge verfolgen, welche dem entspricht, was wir heutigentags sehen, wenn wir die verschiedenen Culturstufen der Wilden von der niedrigsten bis zur höchsten durchgehen. Nun ist es nicht denkbar, dass eine Rasse von Geschöpfen mit Instincten, welche zur Erhaltung des Lebens und Befriedigung ihrer Bedürfnisse ausreichen, jener rohen Werkzeuge bedurft hätte. Genau solcher Werkzeuge bedürfen sehr armselige Leute, die keine Instincte haben, und von diesen werden sie benutzt, denn Wilde sind die Aermsten der Armen. Wenigstens wäre es sehr sonderbar, wenn ganz dieselben Werkzeuge von Geschöpfen angewendet würden, die wegen ihrer feinen und scharfen Instincte im Vergleich mit jenen reich genannt werden müssten. Solche Wesen würden ohne derartige Dinge fertig werden, oder wenn sie Werkzeuge brauchten, würden sie verstehen, bessere zu machen.

Und zweitens wissen wir, dass in moralischer Beziehung die vorgeschichtliche Zeit eine Zeit grosser Zügellosigkeit war. Beweis dafür ist die Sitte, die Abstammung nach der Frau zu bestimmen, wie noch jetzt bei den rohesten Wilden geschieht. „Mutterschaft“, hat man gesagt, „ist eine Thatsache, Vaterschaft ist Sache der Meinung.“ Und diese nicht sehr zarte Ausdrucksweise bezeichnet genau das Verhältniss in den niedern Stufen der menschlichen Gesellschaft. In allen sklavenhaltenden Staaten — wie einst in Rom und noch in neuster Zeit in Virginien — war dies das herrschende Gesetz; das Kind

erhielt den Stand der Mutter, einerlei welchen Standes sie war; niemand frug nach dem Vater; das Gesetz nahm ein für allemal an, dass er nicht nachgewiesen werden könne. Allerdings finden sich keine Ueberbleibsel, welche dieses oder überhaupt etwas über die Sittlichkeit der vorhistorischen Menschen beweisen; Sittenzustände können nur auf Grund geschichtlicher Denkmäler geschildert werden. Aber ein Grundsatz vorhistorischer Forschungen nöthigt uns, das Gesagte auf den Sittenzustand vorhistorischer Rassen anzuwenden, falls wir diesen Grundsatz anerkennen. Es ist klar, dass der weitverbreitete Mangel eines Kennzeichens, dessen Besitzer in den Kämpfen mit andern Rassen grosse Vortheile hätten, darauf hindeutet, dass auch die ersten Rassen diese Eigenschaft nicht besaßen. Wenn fast überall in jedem Erdtheil Völker mit einem Arm gelebt hätten, und wenn es dann in Abstufungen einige mit dem Ansatz eines zweiten Arms, einige mit einem halbausgewachsenen und wieder einige mit fast vollständigem zweiten Arm gegeben hätte, so müssten wir die Schlussfolgerung machen: „die ursprüngliche Rasse kann nicht zwei Arme gehabt haben, denn die Menschen lagen fortwährend im Kampfe, und da zwei Arme ein grosser Vortheil im Kampfe sind, so wären die einarmigen und halbarmigen Menschen in kürzester Zeit ausgerottet worden, sie hätten niemals eine grössere Zahl erreichen können. Ein weitverbreiteter Mangel eines kriegerischen Machtmittels ist der beste Be-

weis, dass auch der vorhistorische Mensch dieses Machtmittel nicht besessen hat.“ Lassen wir dieses Axiom gelten, so können wir es ebenso handgreiflich auf das Ehebündniss bei den Urmenschen anwenden. Eine zusammenhaltende „Familie“ ist der beste Keim für eine kriegführende Nation. In einer römischen Familie wurden die Knaben von der Geburt an unter einem häuslichen Despotismus erzogen, welcher sie trefflich darauf vorbereitete, dass sie sich im spätern Leben einer militärischen Zucht und einem militärischen Despotismus unterwerfen mussten. Sie gehorchten willig ihren Feldherren, denn sie waren gewohnt, ihren Vätern zu gehorchen; sie besiegten die ganze männliche Welt, weil ihnen als Kindern am häuslichen Herd die durch eine unbeugsame Ordnung befestigte Ueberlieferung von Kühnheit und Tapferkeit gleichsam eingepflanzt wurde. Derartiges ist unmöglich in locker verbundenen Familiengruppen (wenn man diese überhaupt Familien nennen kann), wo der Vater mehr oder weniger zweifelhaft ist, die Abstammung nicht auf ihn zurückgeführt wird, also auch das Besitzthum nicht von dem Vater kommt, sondern das, was er besitzt, auf seine sichern Blutsverwandten, auf seiner Schwester Kinder übergeht. Eine in sich schlecht verbundene Nation, welche die Vaterschaft nicht als gesetzliche Verwandtschaft anerkennt, konnte wie ein blinder Haufen von jeder andern Nation, die nur die Spuren oder Anfänge der „väterlichen Gewalt“ besass, überwunden werden.

Wenn also alle ersten Menschen die strengen Sitten des Familienlebens gehabt hätten, das Aufkommen halbsittlicher Nationen wäre von ihnen an irgendeinem Ort der Welt ebenso wenig zugelassen worden, als die Römer dies in Italien gethan hätten. Sie würden solche Stämme besiegt, geplündert, niedergemacht haben, ehe Nationen aus ihnen werden konnten; — thatsächlich aber sind über die ganze Welt solche halbsittliche Nationen verbreitet.

Man mag sagen, dass diese Schlussfolgerung zu viel beweist. Denn nach ihr hätten nicht nur die Menschen der vorgeschichtlichen Periode, sondern auch die allerersten Menschen keine festen Familieninstincte besessen; wenn sie aber den den Menschen am nächsten stehenden Thieren ähnlich gewesen wären, so müssten sie auch solche Instincte gehabt haben. Von einem afrikanischen Häuptling erzählt man, er habe seinen Widerwillen gegen die Anhänglichkeit an nur eine Frau ausgedrückt, indem er sagte, es wäre wie „bei den Affen“. Wahrscheinlich hatten die halbthierischen Vorfahren der Menschen, wenn es je solche gab, einen Instinct der Beständigkeit, welchen der Afrikaner und andere wie er verloren hatten. Wie konnten sie aber diesen Instinct verlieren, wenn er so nutzbringend war? Die Antwort ist einfach; sie konnten ihn verlieren, wenn er als vernunftlose Sucht und Gewohnheit bestand und nicht in der Gestalt eines sittlichen und vernünftigen Gefühls. Als die Vernunft kam, musste diese Gewohnheit, wie andere vernunftlose

Gewohnheiten, weichen. Und die Vernunft ist eine Macht von so unbegrenzter Gewalt ein siegbringender Factor von so unvergleichlicher Wirksamkeit, dass ihrem stetigen Wachsen gegenüber die Abschwächung nützlicher Instincte nicht in Betracht kommen darf. Der stärkere Kämpfer gewinnt in den beiden Fällen, die wir annehmen; im ersten ist es eine Rasse mit klarer Vernunft, aber ohne blinden Instinct, welche eine Rasse mit jenem Instinct, aber ohne Vernunft besiegt; im zweiten besiegt eine Rasse mit Vernunft und hohem sittlichen Gefühl eine andere, welche auch Vernunft, aber kein hohes sittliches Gefühl besitzt. Beides ist von greifbarer Folgerichtigkeit.

Es ist daher aller Grund vorhanden, anzunehmen, dass die vorhistorischen Menschen in der geschlechtlichen Sittlichkeit, sowie wir diese verstehen, sehr unvollkommen waren. Was die Einzelheiten der Frage anbetrifft über die „Urehe“ oder „keine Ehe“ (denn darauf kommt es schliesslich hinaus), so bietet dieselbe allerdings der Erörterung ein weites Feld. Aus allgemeinen Gründen dürfen wir glauben, dass in vorhistorischen Zeiten die Männer um Gewinnung und Erhaltung ihrer Weiber kämpfen mussten, und dass der stärkere Mann dem schwächern sein Weib fortraffte: war das Weib stetig und der Veränderung abhold, so schlug sie der neue Gatte. Sicher musste (wie noch jetzt in Australien) eine hübsche Frau oft solchen Wechsel erleiden und ihr Rücken die Spuren solcher Züchtigungen

aufweisen. Auf diesem Hauptgebiet menschlichen Gebarens (das greifbarste und am leichtesten nachweisbare und daher zum Beispiel dienlichste) waren also die vorhistorischen Menschen weniger unmoralisch als vielmehr ohne Moral. Sie verletzten keine Gewissensregel, denn sie waren nicht so weit vorgeschritten, um in diesem Punkt ihr Gewissen zu fühlen oder überhaupt von diesem Regeln zu empfangen.

Dieselbe Schlussfolgerung lässt sich auf die Religion anwenden. Hier stossen wir allerdings auf viele Punkte von grosser Dunkelheit, sowol in den gegenwärtigen wilden Religionen als in den spärlichen Resten einer vorgeschichtlichen Religion. Aber ein Punkt ist klar. Alle wilden Religionen sind voller Aberglauben, der auf den Zufall gegründet ist. Wilde glauben, dass zufällige Erscheinungen eine Vorbedeutung kommender Ereignisse sind; sie halten einige Bäume, einige Thiere, gewisse Orte für glückverkündend, glauben von gewissen gleichgültigen Vorgängen, sie seien glückverheissend, und ebenso von andern, dass sie Unglück bedeuten. Auch kann ein Wilder nicht gut das Anzeichen für Glück oder Unglück, wie wir sagen würden, und eine Gottheit, welche das Gute und das Böse veranlasst, unterscheiden; der ankündigende Vorgang und das Wesen der Ursache sind für den Verstand des Wilden ziemlich dasselbe; zu solcher Unterscheidung gehört ein Kopf mit folgerechtem Denkvermögen, wie ihn kein Wilder

besitzt. Es ist auch äusserst natürlich, dass sie so denken. Sie spielen gleichsam ein Spiel — das Spiel des Lebens —, ohne seine Regeln zu kennen. Sie haben keine Vorstellung von einem Naturgesetz; wenn sie einen Kranken heilen wollen, haben sie keinen Begriff von wahren wissenschaftlichen Mitteln. Was sie versuchen wollen, versuchen sie auf den blossen Zufall hin. Die nützlichsten jetzt gebräuchlichen Heilmittel sind oft in dieser rohen empirischen Weise entdeckt worden. Was wäre unwahrscheinlicher — oder wofür könnte ein vorhistorischer Mensch weniger gute Gründe angegeben haben —, als dass einige mineralische Quellen rheumatische Schmerzen stillen oder Wunden schneller zur Heilung bringen. Und doch ist die zufällige Kenntniss der wunderbaren Wirkung von Heilquellen wahrscheinlich so alt als irgendeine sichere Kenntniss in der Heilkunde überhaupt. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Quellen zuerst durch zufälliges Glück versucht und erkannt wurden, jedenfalls durch einen Kranken, der sie unabsichtlich probirte und unvermuthet schnell geheilt wurde. Der Zufall, welcher die Menschen in diesem einen Fall glücklich leitete, führte sie in tausend Fällen in die Irre. Einmal war ein Kriegszug erfolgreich, dessen Unternehmung unter einem alten Baum beschlossen worden war, und nun wurde dieser Baum ein glückverheissender und heilig. Ein anderer Zug misglückte; über seinen Weg war eine Krähe gelaufen; nun hiess es, dass eine Krähe Unglück

bedeute. Eine Schlange kreuzte den Pfad eines Kriegszugs; er errang einen wunderbaren Sieg, und demgemäss wurde die Schlange ein Vorzeichen grossen Glücks und (was ein Wilder nicht unterscheiden kann) eine mächtige glückbringende Gottheit. Die alte Heilkunde ist ebenso sinn- und vernunftlos; bis in das späte Mittelalter war sie voller Aberglauben, der nur auf den Glückszufall begründet war. Die Sammlung von Recepten, welche unter Leitung des Oberaufsehers der Archive herausgegeben wurde, wimmelt von solchen Phantastereien. Nach einem dieser Recepte wird eine Krankheit, wenn ich nicht irre, so war es das Fieber, geheilt, indem man den Patienten zwischen die Hälften eines Hasen und einer Taube legt, die frisch geschlachtet sein müssen.¹ Nichts kann klarer sein, als dass es für diese Art von Behandlung keine Gründe gibt; der Gedanke daran kann also nur aus einem glücklichen Zusammentreffen zufälliger Umstände hervorgegangen sein. Es war

¹ Leser von Scott's Leben erinnern sich wol, wie einer seiner Verehrer aus den niedern Ständen ihn von der Darm-entzündung heilen wollte, indem er ihm verordnete, eine ganze Nacht auf zwölf glatten Steinen zu schlafen, die der Verehrer mühsam an zwölf Bächen gesammelt hatte, ein Mittel von angeblich grosser Kraft. Scott antwortete ernsthaft, dass der Rathgeber den Zauber nicht vollkommen begriffen habe; die Steine nützten nichts, wenn sie nicht in den Unterrock einer Witwe, die nie mehr heirathen will, gewickelt würden; — solche Witwe war aber nicht zu finden, und Scott entging glücklich der Cur.

das gar nicht so albern und widersinnig, als wir es zu nennen geneigt sind. Das Liegen zwischen zwei Hälften eines Hasen oder einer Taube war a priori und für den unerfahrenen Verstand ebenso gut ein Heilmittel gegen Krankheit als das Trinken eines Mineralwassers. Beide waren irgendetmal angewandt worden; beide hatten einmal genützt, d. h. beide hatten beim ersten oder bei irgendeinem andern denkwürdigen Mal eine bemerkenswerthe Besserung zur Folge; und der einzige Unterschied ist der, dass die Heilkraft des Mineralwassers dauernd anhält, während es erwiesen ist, dass die Nähe eines Hasen oder einer Taube durchschnittlich ohne Erfolg bleibt, denn die Heilung erfolgt in ebenso viel Fällen, wo dieses Mittel nicht, als in Fällen, wo es angewandt worden ist. Es ist Geistern, welche sich eingehend mit der Beobachtung von Vorgängen beschäftigen, deren Ursache sie nicht kennen, eigen, irgendein fabelhaftes Beiwerk oder eine wunderbare Folge von Glück oder Unglück herauszuklügeln, und von da ab jenes Beiwerk je nachdem zu fürchten, wenn es Unglück, oder zu lieben, wenn es Glück gebracht hat. Alle Wilden befinden sich in dieser Lage, und die bezaubernde Wirkung von auffallenden Begleiterscheinungen von besonderm Glück oder besonderm Unglück ist eine der grossen Quellen für die Religionen der Wilden.

Spieler sind noch heutigentags in Bezug auf die Chancen ihres Spiels in derselben Lage wie die

Wilden in Bezug auf die hauptsächlichsten Ereignisse ihres ganzen Lebens. Und wir wissen sehr gut, wie vorurtheilsvoll sie alle sind. Bis zum heutigen Tag haben sehr empfindsame Whistspieler einen bestimmten Glauben, allerdings keine feste Ueberzeugung, dass „ein schwarzes As Glück bedeutet“, und sie murmeln hingegen keine sehr sanften Verwünschungen, wenn ihr Trumpf Treffvier ist, weil diese Unglück bringt. Erwachsene Spieler haben freilich zu viel allgemeine Bildung, zu viel praktischen Sinn, um solche Ideen überhand nehmen zu lassen; sie schämen sich ihrer, obgleich sie sich nicht ganz von ihnen losmachen können. Aber Kinder sind ganz in derselben Lage wie Wilde, denn ihre Einbildungskraft ist noch empfänglich und sie sind noch nicht der überzeugenden Erfahrung der wirklichen Welt unterworfen. Wenigstens erinnere ich mich, dass vor einer Reihe von Jahren eine Gesellschaft kleiner Luhspieler, zu der ich selbst gehörte, einen besondern Glauben an eine Karte mit dem „schönen Fisch“ hatte; er war nur grösser und besser ausgeführt als die andern Fische des Spiels. Wir schrieben ihm die grösste Kraft zu, „Glück zu bringen“; wir balgten uns um ihn (wenn unsere Aeltern nicht zugegen waren), wir tauschten ihn um viele andere Fische vom beneideten Besitzer ein, und wir weinten bitterlich, wenn der Zufall des Spiels ihn uns wegnahm. Manche werden vielleicht dieses Beispiel unpassend finden, weil es trivial erscheint; aber der bescheidenere Geist des

modernen Denkens lehrt deutlich den grossen Werth gelegentlicher kleiner Beobachtungen. Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass sehr gelehrte und weitschweifige Erklärungen über eine bestimmte Stammesgottheit, über ein Thier, welches den Stamm auf eine übernatürliche Weise bewacht und behütet, mir lange nicht der Wahrheit so nahe zu kommen scheinen als die einfache Erklärung, wie sie in der Geschichte vom „schönen Fisch“ meiner frühen Kindheit enthalten ist. Und das ist sehr natürlich, denn ein ernster Gelehrter ist vom ursprünglichen Denken durch die ganze Länge der menschlichen Cultur getrennt, während ein eindrucksfähiges Kind mit seinen Gedanken diesem ursprünglichen Denken so nahe wie möglich kommt.

Das Schlimmste an diesen Vorurtheilen ist, dass sie leicht entstehen und schwer zu vertreiben sind. Ein einziger Glücksfall hat vielen Zauber und viele Götzen geschaffen. Ich zweifle sogar, dass solch ein Glücksfall nöthig ist. Ich bin überzeugt, dass wenn ein älterer Knabe gesagt hätte, „der schöne Fisch bringt Glück ganz gewiss“, alle jüngern Knaben es geglaubt haben würden, und nach einer Woche würde er ein anerkanntes Götzenbild geworden sein. Und ich vermuthe, der Nestor eines wilden Stammes, der bejahrte Bewahrer der leitenden Erfahrung, übte eine gleiche Macht bei Schaffung von Vorurtheilen. Aber wenn diese einmal da sind, ist es sehr schwer, sie wieder auszurotten. Wenn irgendjemand sagte, dass das Amulet ganz

sichere Kräfte besässe, dass es immer wirke, so oft es angewandt werde, so würde es leicht sein, den Ausspruch zu widerlegen; aber niemand sagte, dass der „schöne Fisch“ immer Glück brächte; es hiess nur, dass das im ganzen der Fall wäre, und dass derjenige, der ihn besässe, eher Glück habe, als ohne ihn. Aber es gehören lange statistische Tabellen über Spielresultate dazu, um das vollkommen zu widerlegen; und in der Zeit, wo solche Aufzeichnungen gemacht werden können, sind die Menschen schon über diese Vorurtheile hinaus und bedürfen ihrer Widerlegung nicht. Auch würde es in vielen Fällen, in denen Omina und Amulette benutzt werden, schwer sein, solche Tabellen anzufertigen, denn die Daten könnten nicht beigebracht werden, und ein übereilter Versuch, den Aberglauben durch ein schlagendes Beispiel zu widerlegen, führt leicht dazu, ihn zu bestätigen. Francis Newman bringt in seinem bemerkenswerthen Bericht über seine Erfahrungen als Missionär in Asien ein eigenthümliches Beispiel hierfür. Als er sich für eine entfernte, etwas gewagte Expedition reisefertig machte, befestigten seine eingeborenen Diener um den Nacken seines Maulesels einen schmalen Sack, der als ein Schutzmittel von mystischer Eigenschaft dienen sollte. Als der Platz dicht gefüllt war und eine ganze Stadtbevölkerung ihn umstand, glaubte Herr Newman die Gelegenheit günstig, um dieses Vorurtheil zu widerlegen. Er hielt daher eine lange erklärende Anrede in seinem besten Arabisch und

schnitt den Sack ab zum Schrecken aller Umstehenden. Aber wie das Unglück oft will, der Maulesel hatte noch nicht dreissig Ellen in der Strasse zurückgelegt, als er mit dem Fuss in ein Loch trat und ein Bein brach; worauf alle Eingeborenen in ihrem frühern Glauben an die Kraft des Sackes befestigt waren und sagten: „Du siehst jetzt, was den Ungläubigen geschieht.“

Der Punkt, um den es sich hier in Bezug auf diese Vorurtheile handelt, ist der Schaden, den sie in militärischer Hinsicht bewirken. Eine Nation, welche von solchen Vorurtheilen beherrscht wird, würde von einer Nation, die ihr in allen andern Stücken gleich wäre, aber nicht diese Vorurtheile hätte, besiegt werden. In historischer Zeit haben wir Beispiele, dass der panische Schrecken, welchen Sonnenfinsternisse auf Armeen ausgeübt haben, zum Verderben derselben geführt, sie entweder aufgehalten hat, etwas Nothwendiges zu thun, oder sie zu etwas Unheilvollen gedrängt hat. In der classischen Zeit, als diese Vorbedeutungen noch ehrlich ausgelegt wurden, und ehe sie ein Kniff betrügerischen Wahrsagens waren, sind sie oft sehr gefährlich geworden. Um wie viel schlimmer ist das bei den Wilden, deren ganzes Leben von Zeichen und Wundern abhängt, die um alles ihre Zauberer befragen müssen, die durch irgendein zufälliges Ereigniss hierhin oder dorthin gewendet werden, die, wenn sie selbst intellectuell befähigt sind, einen festen militärischen Plan zu entwerfen (und einige

Wilde sind in der Kriegswissenschaft weiter als in irgendetwas anderm), dennoch davon zurückgehalten werden, ihn auszuführen, weil irgendein unbedeutender Vorfall, der ihrem Geist aber als Vorbedeutung erscheint, sie verwirrt und erschreckt. Eine Religion, die an Vorbedeutungen glaubt, ist ein militärisches Unglück; sie wird eine Nation der Zerstörung preisgeben, wenn diese mit einer andern kämpfen muss, die ihr im übrigen gleich ist, aber eine Religion ohne Vorbedeutungen besitzt. Es ist daher klar, dass, wenn alle Urmenschen oder der grösste Theil derselben den Glauben an Vorbedeutungen nicht gehabt hätten, ein solcher Glaube sich nirgend hätte ausbilden oder halten können. Die ungeheuere Mehrheit im Besitz dieses grossen militärischen Vorthells würde die kleine Minderheit, die dieses Vorthells entbehrte, vernichtet und zerstreut haben. Nun finden wir aber gerade im Gegentheil, dass dieser Glaube sich überall, wo er bestand, erhalten hat. Alle Wilden besitzen ihn, und in den meisten alten Civilisationen finden wir noch die deutlichsten Spuren desselben. Unzweifelhaft ist es daher, dass die vorhistorische Religion ähnlich der der heutigen Wilden war; dass sie hauptsächlich in der Beobachtung von Vorbedeutungen und der Verehrung glückbringender Thiere und Dinge bestand, welche eine Art verkörperter, dauernder Omina sind.

Der Einwand mag erhoben werden, ebenso wie oben der Einwand in Bezug auf die behaupteten moralischen Mängel der vorhistorischen Menschheit

gemacht worden war, dass, wenn eine solche Religion so verderblich und zerstörend für eine Rasse gewesen wäre, keine dieselbe angenommen haben würde. Aber sie ist nur dann verderblich für eine Rasse, wenn diese mit einer andern kämpft, die ihr in allem andern gleichsteht. Die eingebildete Entdeckung dieser Omina war ein Act des Verstandes. Wir müssen daher annehmen, dass Rassen, welche an Vorbedeutungen, Zeichen und Wunder glaubten, den andern an Verstand überlegen waren, denn sie siegten und gelangten zur Herrschaft in allen Theilen der Welt.

Wir können daher bei unserer Annahme bleiben, dass der vorhistorische Mensch im Wesentlichen ein Wilder war wie die heutigen Wilden in Bezug auf Moral, intellectuelle Eigenschaften und Religion; aber dass er sich darin von den jetzigen Wilden unterschied, dass er noch nicht Zeit gehabt hatte, seiner Natur die schlechten Eigenschaften und seinem Geist die verderblichen Vorstellungen so tief einzuprägen, wie diese es konnten.

Ich habe den Beweis für diese Schlussfolgerung scheinbar unnütz in die Länge gezogen, aber ich habe das in Anbetracht ihrer grossen Wichtigkeit gethan. Wenn wir sie gelten lassen, so kann sie uns zu vielen wichtigen Schlüssen führen. Einige davon habe ich schon in den vorhergehenden Abschnitten besprochen, ich will sie hier aber noch einmal auführen.

Erstens können wir daraus zum Theil ableiten,

wie die Welt vor dem Beginn historischer Ueberlieferung beschaffen war. Sie musste, sozusagen, den intellectuellen Zusammenhang erst schaffen, die Menschen erst an Stetigkeit gewöhnen. Sie lehrte den Vorzug des gleichförmigen vor heftigem Genuss kennen, sie schuf die Fähigkeit, die Zukunft je nach Bedürfniss der Gegenwart vorzuziehen, kurz alle die geistigen Vorbedingungen, ohne welche die Civilisation nie hätte beginnen können, und ohne welche sie, wenn selbst begonnen, hätte wieder verloren gehen müssen. Der ursprüngliche Mensch hatte diese Vorbedingungen ebenso wenig wie der heutige Wilde, aber er war fähiger als der letztere, sie zu erlangen und für dieselben erzogen zu werden, denn seine Natur war noch weich und eindrucksfähig, und seine äussern Umstände waren möglicherweise, so merkwürdig das auch klingen mag, der Erlangung der Civilisation günstiger, als es diejenigen der jetzigen Wilden sind.

Zwei einleitende Vorgänge gibt es, die wahrhaft unergründlich scheinen. Der eine ist der merkwürdige Vorgang, durch welchen die Hauptrassen der Menschen gebildet wurden; sie bestanden von frühester Zeit an, und mit Ausnahme der Mischrassen haben sich seitdem keine neuen gebildet. Dieser Process war in frühesten Zeitaltern auffallend thätig, während er sich in spätern auffallend ruhend verhielt. Solche Unterschiede, wie sie zwischen der arischen, der turanischen, der Neger-, der rothen und der australischen Rasse bestehen, sind allesammt

grösser, als irgendwelche jetzt wirkende Ursachen in jetzigen Menschen hervorbringen könnten. Und daher besteht eine sehr grosse Wahrscheinlichkeit für die Meinung (welche jetzt von grossen Autoritäten vertreten wird), dass diese Unterschiede entstanden seien, ehe die Natur, besonders ehe der Geist und die Anpassungsthätigkeit der Menschen ihre jetzige Beschaffenheit angenommen hatten. Und eine zweite Eigenschaft, die der Civilisation vorangegangen ist, scheint mir wenigstens gleichfalls aus einem frühern Zustand ererbt worden zu sein, wenn die Entwicklungslehre sich als richtig erweist. Ich wenigstens kann mir keine Vorstellung davon machen, dass Menschen, die in allem den jetzigen Menschen ähnlich sind, eine Existenz geführt haben sollten ohne irgendwelche Familienbande, wäre es auch nur in loser, von der Mutter Seite verbundenen Gruppen und einer Spur von Zusammenhang von Vaters Seite, und wären diese Gruppen auch nur wie die Thiere in Heerden unter einem mehr oder weniger bestimmten Führer verbunden. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, durch welchen Process der uns bekannte Mensch diesen Schritt in der Civilisation bewerkstelligt haben sollte. Und es ist ein grosser Vorthail der Entwicklungslehre, dass sie uns gestattet, diese Schwierigkeit in eine vorhergegangene Periode zu verlegen, in eine Zeit, in welcher wahrscheinlich andere Instincte und Kräfte als die jetzigen mitgewirkt haben, die wir uns jedoch mit keiner Ein-

bildungskraft vorstellen können. Auf alle Fälle will ich jetzt voraussetzen, dass diese beiden Schritte in der menschlichen Entwicklung schon gemacht und diese beiden Bedingungen erfüllt worden sind.

Wenn wir dieses zugestehen, dann ist alles andere einfacher. Das Nothwendigste ist, wenn man so sagen kann, die Aufrichtung einer gewohnheitsmachenden Kraft, d. h. einer Autorität, die ein bestimmtes Lebensgesetz in Anwendung bringen kann, die mit Hülfe dieses Gesetzes eine berechenbare Zukunft schafft, die es weise erscheinen lässt, den augenblicklichen heftigen Genuss einem zukünftigen dauernden zu opfern, indem sie Bürgschaft dafür leistet, dass das gebrachte Opfer der künftigen Belohnung sicher ist. Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, dass wir in der frühesten Gesellschaft eine Autorität finden könnten, die aus diesen Motiven heraus gehandelt hätte. Viele Zeitalter müssen seit den ersten Menschen verflossen sein, ehe an ein Verständniss solcher Motive zu denken war. Ich meine nur, dass das Haupterforderniss für die früheste Gesellschaft eine solche Autorität war, deren Thätigkeit diese Folgen hatte, sowenig sie auch selbst wusste, was sie that, und so gleichgültig ihr es auch gewesen wäre.

Der bewusste Zweck der frühesten Gesellschaften war gar nicht oder wenigstens nur im geringsten Mass der Schutz von Leben und Eigenthum, wie es die Theorie des 18. Jahrhunderts angenommen hatte. Selbst in früher historischer Zeit, in der

Jugend der Menschheit, nicht in ihrer Kindheit, verfolgten die Staaten nicht diesen Zweck. Sir Henry Maine hat uns gelehrt, dass der erste Gegenstand des Rechtslebens nicht das Sondereigenthum des Individuums, sondern das Gemeingut der Familiengruppe betraf. Was wir unter Privateigenthum verstehen, gab es damals kaum, oder es war so gering, dass es von keiner Wichtigkeit war, wie etwa das, was heutigentags die kleinen Kinder ihr eigen nennen, das zu besitzen sie aber kein wirkliches Recht haben. So war unser frühestes Eigenthumsrecht beschaffen, und unser frühestes Lebensrecht lehrte, dass alle Glieder einer Familiengruppe in der Gewalt des Familienoberhauptes sind. Soweit es sich um das einzelne Individuum handelte, war weder sein Eigenthum noch sein Leben irgendwie geschützt.

Es ist wol kaum eine Ueberschätzung, wenn ich sage, dass wol das wichtigste Moment der frühesten Gesetzgebung das war, glückbringende Riten einzuführen. Ich möchte nicht religiöse Riten sagen, weil ich dadurch einen Streit über die Macht oder überhaupt das Vorhandensein frühester Religionen hervorrufen würde. Aber es gibt keinen wilden Stamm, der nicht einen Begriff von Glück und Unglück hätte; und es gibt kaum einen, der diesen Begriff nicht auf den ganzen Stamm anwendete, dessen jedes einzelne Mitglied nicht glaubte, dass seine That oder die eines andern Mitglieds unheilvoll oder als „Fluch“ für den ganzen Stamm wirken

könnte und nicht ihm allein, sondern allen andern ebenfalls Unglück brächte. Ich habe vorher so viel über den „Glücksglauben“ und seine natürliche Entstehung gesprochen, dass ich nichts mehr darüber zu sagen brauchte. Aber ich muss hinzufügen, dass zu dem Begriff „Glück“ vor allem die Vorstellung der Uebertragbarkeit gehört. Es haftet nicht wie die Vorstellung von der Vergeltung an dem Thäter. Es gibt noch heutigentags Leute, die in ihrem Hause nicht gestatten, dass sich dreizehn zu Tisch setzen. Sie fürchten nicht für sich persönlich Unheil davon, aber sie können nicht den Gedanken los werden, dass einer oder der andere von der Gesellschaft Schaden dadurch erleiden könnte. Das ist dasjenige, was Herr Tylor „Ueberlebsel“ nennt.¹ Dieser schwache Glaube an die gemeinsame Verbindlichkeit der dreizehn ist ein kleiner Rückstand, ein verschwindendes Ueberbleibsel jenes grossen Princip der gemeinsamen Verbindlichkeit dem Glück und Unglück gegenüber, das eine so grosse Rolle in der Welt gespielt hat.

Die Spuren davon sind endlos. Man kann kaum eine Reisebeschreibung, die von uncivilisirten Gegenden handelt, in die Hand nehmen, ohne zu lesen, „ich wollte das und das thun, aber ich wurde daran verhindert, weil die Eingeborenen

¹ Engl. „survival“. Vgl. Tylor, Die Anfänge der Cultur. Uebersetzt von Spengel und Poske, I, 72.

glaubten, es könne ihrem Stamm Unglück bringen“. Herr Galton z. B. konnte kaum seine Leute ernähren. „Die Damaras“, sagt er, „haben unzählige Vorurtheile in Bezug auf Fleisch, die sehr unbequem sind. Erstens hat jeder Stamm oder jede Familie ein Verbot gegen Thiere von gewissen Farben; Wilde, die « von der Sonne abstammen », dürfen gewisse gefleckte Schafe nicht geniessen, gegen welche die Wilden, « die vom Regen abstammen », kein Verbot haben. Da es fünf oder sechserlei Abstammungen gibt“, fährt Galton fort, „und ich Männer aus den meisten bei mir hatte, konnte ich kaum ein Schaf schlachten, von dem alle essen durften“; und er konnte kein Fleisch aufbewahren, weil irgendein Vorurtheil gebot, es wegzugeben, und keine Milch kaufen, die Hauptnahrung jener Gegenden, weil das durch ein anderes Vorurtheil untersagt war. Und so ging es fort ohne Ende. Irgendetwas Unheilvolles thun, ist in ihrer Vorstellung gerade so gefährlich, als wenn man etwas hinstellte, das die elektrische Flüssigkeit anzieht. Man ist nicht sicher, ob kein Schaden daraus erwachsen kann, nicht allein für die betreffende Person, sondern auch für alle, die in ihrer Nähe sind.

Ich brauche nicht zu sagen, dass diese gemeinsame Verbindlichkeit der Staaten bei den frühesten historischen Nationen die merkwürdigste Seite für den modernen Forscher ist. Der Glaube steht schon weit über der Vorstellung vom blossen „Glück“, denn es ist schon der ausgeprägte Glaube an Götter

oder an einen Gott, welche von der oder jener Handlung beleidigt werden könnten. Aber der keinen Unterschied machende Charakter der Strafe ist von der vorhergehenden Stufe übriggeblieben. Nicht der Verstümmler der Hermensäule allein, sondern alle Athener, nicht der Entweiher des heiligen Dienstes der Bona Dea allein, sondern alle Römer sind dem Fluche unterworfen, und so fort durch die ganze alte Geschichte. Die Gewalt dieser gemeinsamen Angst ist jedem bekannt. Sie war nicht allein grösser als die Angst um persönliches Eigenthum, sondern sie war unermesslich viel grösser. Man kann sagen, dass sie natürlich und vernunftgemäss grösser sein musste. Die Furcht vor den Naturkräften oder vor den Wesen, welche diese Naturkräfte regieren, ist vernünftigerweise um ebenso viel grösser als jede andere Furcht, als diese Naturkräfte stärker sind als alle andern Kräfte. Wenn ein Stamm oder eine Nation einmal den Glauben gefasst hat, dass das Geschehenlassen irgendeiner Handlung Unglück bringen, d. h. sie alle einer Verantwortlichkeit unterwerfen könnte, dann wird der Stamm oder die Nation alles aufbieten, um diese Handlung zu verhindern. Sie würden sich vom beliebtesten Häuptling trennen, wenn der zufällig die Schuld trüge, wie bei einer ähnlichen Gelegenheit die Schiffsleute mit Jonas verfahren.

Ich will natürlich nicht behaupten, dass diese uns so eigenthümlich erscheinende Geistesbeschaffenheit die einzige Quelle für die frühen Gebräuche sei.

Im Gegentheil, der Mensch wird mit mehr Recht ein Gewohnheitsthier genannt als sonst in solchen kurzen Bezeichnungen zu liegen pflegt. Nach welcher Richtung hin ein Mensch etwas gethan haben mag, immer hat er die Neigung, dasselbe noch einmal zu thun; hat er es zu öftern malen gethan, dann hat er eine grosse Neigung, es wieder zu thun, und, was mehr ist, er hat die Neigung, auch andere zu veranlassen, es zu thun. Er überträgt seine eigenen Gebräuche durch Beispiel und Lehre auf seine Kinder. Dies trifft jetzt für die menschliche Natur zu und wird sicherlich immer zutreffen. Aber was die frühesten Gesellschaften auszeichnet, das ist, dass über diese Gebräuche sich früher oder später eine halb übernatürliche Weihe ausbreitet. Die ganze Gemeinde wird von dem Gedanken beherrscht, dass, wenn die ursprünglichen Gebräuche des Stammes verletzt würden, unermesslicher Schaden auf unerdenkliche Weise und aus unerforschlichen Quellen entstehen müsste. Wie die Menschen von heute glauben, dass der „Mord gerochen wird“ und dass jedes grosse Verbrechen seine irdische Strafe nach sich zieht, so glaubten die Menschen der frühern Zeit, dass jeder Verletzung eines geheiligten Brauches die sichere Vergeltung folge. Bis zum heutigen Tage ist es für halbcivilisirte Rassen noch sehr schwer, irgendein Uebereinkommen für bindend oder endgültig zu betrachten, wenn sie es nicht mit einem ererbten Gebrauch in Verbindung bringen können. Sir Henry

Maine bringt hiervon in seinem letzten Werk ein sehr merkwürdiges Beispiel. Die englische Regierung hat in Indien an vielen Stellen neue und grosse Bewässerungswerke angelegt, an die keine frühere indische Regierung je gedacht hatte; und sie hat es meistentheils der eingeborenen Dorfgemeinde überlassen, zu bestimmen, wie viel Antheil am Wasser jeder Mann des Dorfes haben sollte, und die Dorfvorsteher haben demgemäss eine Reihe sehr genauer Gesetze darüber aufgestellt. Aber die Eigenthümlichkeit ist, dass diese Gesetze in keinem Falle „besagen, dass sie von der persönlichen Autorität ihres oder ihrer Verfasser herrühren, die sich auf Vernunftgründe und nicht auf Unschulds- und Heiligkeitsgründe stützen; auch beanspruchen sie nicht aus Billigkeitsgründen hervorgegangen zu sein, sondern es besteht, wie mir versichert wurde, eine Art Erdichtung, aus der man gewisse Gebräuche betreffs der Wasservertheilung als aus sehr alter Zeit herstammend betrachtet, obgleich in der That nie an künstliche Zuleitungen auch nur gedacht wurde“. So schwierig schien es dieser alten Rasse, ein Gesetz zu erfinden, das verbindlich wäre, ohne traditionell zu sein.

Die schnelle Bildung von gebräuchemachenden Gruppen in der frühen Gesellschaft muss durch die Leichtigkeit der Trennung dieser Gesellschaft sehr unterstützt worden sein. Der grösste Theil der Welt, ganz Europa z. B., war damals von Urwald bedeckt; die Menschen hatten und konnten bis dahin nur

wenige Flecke und Winkel davon besetzen. Diese engen Plätze waren bald erschöpft, und wenn die Zahl der Menschen wuchs, dann mussten die neuen auswandern. Infolge dessen fanden stets Wanderungen statt und waren nothwendig. Und diese Wanderungen glichen nicht den Wanderungen der modernen Zeit. Selbst ein solches Gefühl, wie das die Amerikaner, trotz ihres wirklichen oder vorgeblichen Hasses gegen das heutige politische England, für „ihre alte Heimat“ bewahren, gab es damals nicht. Es gab damals keine organisirten Verkehrsmittel zwischen den getrennten Gliedern derselben Gruppe; diejenigen, die einmal die älterliche Gemeinde verlassen hatten, hatten sie für immer verlassen; sie hinterliessen kein bleibendes Andenken und nahmen keines mit. Selbst die Sprache des älterlichen und des neuen Stammes wurde nach der ersten oder zweiten Generation verschieden. Da es keine geschriebene Literatur und keinen Sprachverkehr gab, so musste die Sprache der beiden Theile verschieden werden (die Sprache solcher Gemeinden verändert sich immerfort) und nach verschiedenen Richtungen sich verändern. Bestimmte Ursachen, Ereignisse, Verbindungen wirken auf den einen Theil, andere auf den andern; religiöse Unterschiede entstehen bald, und in sprachlicher Beziehung wird das, was die Philologen einen Dialektunterschied nennen, oft zu einem wirklichen nachhaltigen Unterschied: da ist dann kein gesprochener Gedankenaustausch mehr möglich. Die abgetrennten

Gruppen haben bald ihre eigene Heimat, schaffen sich neue Gebräuche und haben ihr besonderes „Glück“.

Dieser Leichtigkeit der Neubildungen ist es zu danken, dass die Welt nicht längst „corrupt“ ist, aber sie allein hätte nicht genügt; die fortwährenden Kriege, von welchen ich in dem Abschnitt über „den Nutzen des Kampfes“ weitläufig gesprochen habe, waren auch nothwendig. Diese sind durch ihr unausgesetztes Zertrümmern alter Gestaltungen und ihre fortwährende Einführung neuer Elemente die wahren Beleber der Gesellschaft. Und ob der allgemeine Widerwille gegen gemischte und zwitterhafte Rassen berechtigt oder falsch sei, so viel scheint sicher, die Mischungen der ursprünglichen Gesellschaft verdienen ihn nicht. Wenn man annimmt, dass jede grosse ursprüngliche Rasse ihren eigenen Theil der Welt eingenommen habe (ähnlich wie die Thiere und Pflanzen ihre besondern Regionen haben), dann fand die ungeheuere Mehrheit der Mischungen zwischen Menschen verschiedener Stämme, aber ein und derselben Rasse statt, und dieses wird keiner schlecht, sondern im Gegentheil zweckmässig finden.

Im allgemeinen sind die Sieger immer besser als die Besiegten, die Vorzüge jener frühen Gesellschaft bestehen mehr oder weniger in militärischen Verdiensten. Aber sie sind nicht sehr viel besser, denn die ersten Stufen auf der Leiter der Civilisation sind sehr steil, und es erfordert viel Mühe, sie zu

ersteigen. Und das scheint gerade das Richtige zu sein, wenn die Sieger eine gute und schnelle Wirkung auf die Besiegten ausüben sollen. Das Beispiel der Engländer in Indien beweist, dass es einer hochcivilisirten Rasse oft nicht gelingt, schnell eine hervorragende Wirkung auf eine mindercivilisirte auszuüben, weil sie zu hoch über dieser steht. Die beiden finden keine Beziehungen zueinander; die Vorzüge der einen werden von der andern nicht anerkannt; der Sittenausdruck der einen ist nicht der der andern. Das höhere Wesen ist nicht und kann nicht ein Muster für das niedere sein. Letzteres könnte sich nicht nach ihm bilden, wenn es wollte, und möchte nicht, wenn es könnte. Die Folge davon ist, dass die beiden Rassen lange nebeneinander gelebt haben „so nah und doch so fern“, dass sie sich täglich gesehen und täglich ihre Gedanken ausgetauscht haben, aber doch in ihrem tiefen Innern durch ein ganzes Zeitalter der Civilisation getrennt geblieben sind und auf diese Weise sehr wenig aufeinander gewirkt haben. Aber in frühesten Zeiten gab es keine so grossen Unterschiede, und der etwas höherstehende Sieger konnte mit Leichtigkeit den Besiegten zu sich heranziehen.

Im Innern solcher dem Gebrauch anhangenden Gruppen bildet sich der Nationalcharakter. Von diesem ist schon in einem frühern Abschnitt ausführlich die Rede gewesen. Dadurch, dass die sich nicht fügenden Glieder durch Generationen hindurch immer verstossen, während die sich fügenden

bevorzugt und belohnt wurden, nahmen die erstern immer mehr ab und die letztern zu. Die meisten Menschen ahmen meistentheils das nach, was sie sehen, und bewahren den Ton von dem, was sie hören; auf diese Weise bildet sich ein feststehender Typus, ein ausgeprägter Charakter. Aber dieser Vorgang ist nicht allein geistiger Natur. Ich kann, was auch die grössten Autoritäten dagegen einwenden mögen, nicht zugeben, dass bei der Erzeugung der Menschen nicht die „unbewusste Zuchtwahl“ mitgewirkt haben sollte. Wenn weder diese noch bewusste Zuchtwahl stattgefunden hat, woher sollten da jene zahlreichen Gattungen gekommen sein, die durch Züchtung entstanden sein müssen, obgleich wir sie mit den Namen Nationen belegen? In Gesellschaften, welche dem überkommenen Gebrauch tyrannisch anhängen, werden fremdartige Charaktere anfänglich gebeugt, dann melancholisch, dann krank, und zuletzt sterben sie. Ein Shelley würde in Neuengland nicht haben leben können, und eine Rasse von Shelleys würde unmöglich gewesen sein. Herr Galton spricht einmal den Wunsch aus, dass Menschengattungen gezüchtet würden, indem man Männer mit bestimmten Charakterzügen mit Frauen von gleichem Charakter verbände. Aber sicherlich hat die Natur schon vor undenklichen Zeiten so gehandelt, und am meisten bei den rohesten Nationen und in den rohesten Zeiten. Die Natur entmuthigte die untüchtigen Mitglieder solcher alten Gruppen, beraubte sie dadurch ihrer vollen Kraft

oder tödtete sie, wenn sie schwach waren. Der spartanische Charakter hatte sich dadurch ausgebildet, dass nur Menschen mit spartanischem Geist ein spartanisches Dasein ertragen konnten. Der früheste römische Charakter entstand auf dieselbe Weise. Möglicherweise können alle ausgeprägten Nationalcharaktere bis zu einer Zeit harter und durchdringender Disciplin zurück verfolgt werden. In neuern Zeiten, in denen die Gesellschaft duldsamer geworden ist, sind die neuen Nationalcharaktere weder so stark, noch so ausgeprägt, noch so gleichförmig.

Mit Hülfe dieser Vorstellung der vorhistorischen Zeiten können wir uns zweitens den Sinn und Ursprung der ältesten socialen Anomalie, das Dasein von Kastenvölkern, erklären. Nichts erscheint auf den ersten Blick seltsamer als der Anblick solcher Gemeinwesen, in denen verschiedene Nationen aneinandergekettet zu sein scheinen, deren jede nach ihrem eigenen Gesetz regiert wird und deren keine das Gesetz der andern achtet. Aber nach den von uns aufgestellten Grundsätzen haben diese Nationen die meiste Aussicht, zu bestehen, besitzen die grössten Vortheile in den frühesten Zeiten und erhalten sich nicht nur, sondern besiegen und vernichten andere. Das charakteristische Erforderniss der frühen Gesellschaft ist, wie wir gesehen haben, der strenge Brauch und die bindende, zwingende Gewohnheit. Aber der ersichtliche Erfolg und das unvermeidliche Uebel hiervon ist die Einförmigkeit

der Gesellschaft; keiner kann sehr verschieden von seinen Mitbürgern sein oder kann seine Verschiedenheit ausbilden. Solche Gesellschaften sind nothwendigerweise schwach durch den Mangel der Mannichfaltigkeit in ihren Mitgliedern. Aber ein Kastenvolk ist mannichfaltig und zusammengesetzt, und besitzt auf eine den frühesten Gesellschaften angemessene Weise das Zusammenwirken verschiedener Menschen, das in spätern Zeitaltern einer der grössten Triumphe der Civilisation ist. In einem ursprünglichen Zeitalter ist die Trennung zwischen der Kriegerkaste und der Priesterkaste besonders vortheilhaft. So wenig beliebt Priesterherrschaften heutigentags sind und so wenig sie verdienen, es zu sein, so muss man doch zugeben, dass die Anfänge der Wissenschaft durch sie gelegt und Jahrhunderte hindurch durch sie fortgepflanzt wurden. Eine geistig bevorzugte Klasse konnte in jener Zeit nur dann bestehen, wenn die Vorstellung herrschte, dass jeder, der ihr etwas zu Leide that, unfehlbar vom Himmel bestraft werden würde. In dieser Klasse wurden besondere Entdeckungen allmählich gemacht und eine Art geistiger Disciplin langsam gereift. Aber solche Gemeinschaft ist nothwendigerweise unkriegerisch, und das Vorurtheil, das den Priester vor dem Mord in der eigenen Gemeinde schützt, hilft ihm nichts im Streit mit Fremden. Wenige Nationen scheuen sich, die Priester der Feinde zu tödten, und so sind viele Priestercivilisationen für immer zu Grunde gegangen, ehe sie recht begonnen hatten.

Aber solche Civilisation geht nicht unter, wenn eine Kriegerkaste mit ihr verbunden und gezwungen ist, sie zu vertheidigen. Im Gegentheil, eine solche hat alle Vorthelle für sich zu längerem Bestand. Der Kopf des Weisen unterstützt den Arm des Kriegers.

Dass es schwer sein muss, eine Kastennation zu gründen, kann man sich denken. Wahrscheinlich bildete sich eine solche Nation nur in Ländern, welche mehrere male erobert worden waren und wo die Grenzen der verschiedenen Kasten ungefähr mit den Grenzen der verschiedenen Abtheilungen von Besiegten und Siegern zusammenfielen. Aber, wie wir sehen, hat eine solche Nation, wenn sie einmal besteht, Aussicht, lange zu bestehen. Eine vielfarbige Gemeinde mit vielen Stämmen und vielerlei Gebräuchen kommt besser vorwärts und weiss sich besser zu helfen, als eine Nation aus einem einzigen Stamme und mit einem einförmigen Gesetz. Aber „nur für den Anfang“, will ich hinzufügen, denn ich glaube, dass in diesem Fall, wie in so vielen andern der Geschichte des Fortschritts, dieselben Einrichtungen, die für den ersten Schritt am günstigsten waren, den zweiten erschweren. Die Gesammtheit einer Kastennation zeigt mehr Mannichfaltigkeit als die Gesammtheit einer andern Nation; aber jede einzelne Kaste ist einförmiger als es irgendetwas in einer andern Nation geben kann. Allmählich nimmt jede Kaste eine gewohnheitsmässige Thätigkeit, einen bestimmten Geistes-typus an, den sie schwerlich je wieder verliert,

denn alle neu Hinzukommenden werden auf die gleiche Weise unterwiesen und zur gleichen Beschäftigung erzogen. Viele Nationen ohne Kasteneinrichtung haben immer weitere Fortschritte gemacht. Aber alle Kastennationen sind früh stehen geblieben, obgleich einige von langer Dauer waren. Jede Farbe in der eigenthümlichen Composition dieser mosaikartigen Gesellschaften hat ein für allemal ihre unauslöschliche und unveränderliche Schattirung.

Wir sehen jetzt drittens, woher es kommt, dass so wenig Nationen einen schnellen Fortschritt gemacht haben, und dass so viele stehen geblieben sind. In dem Process, eine Nation zu werden, mussten sie sich Einflüssen unterwerfen, die später dem Fortschritt ungünstig wurden. Sie konnten keine wirkliche Nation werden, ohne sich durch ein bestimmtes Gesetz und einen starren Gebrauch zu binden, und gerade die Starrheit jenes Gesetzes und jenes Gebrauchs hat sie auf demselben Punkt erhalten, auf dem sie sich seitdem befinden. Ich habe schon eine ganze Abhandlung hierüber geschrieben und brauche daher jetzt nichts mehr zu sagen, und ich erwähne es nur noch einmal, weil es eine der wichtigsten Folgerungen aus unsern Anschauungen über die Gesellschaft ist.

Ausserdem können wir eine der merkwürdigsten Thatsachen der heutigen Welt dadurch erklären. „Das Benehmen“, sagt ein scharfer Beobachter, der viel von der heutigen Welt gesehen hat, „wird

regelmässig schlechter, wenn man von Osten nach Westen geht; es ist in Asien am besten, weniger gut in Europa und vollständig schlecht in den westlichen Theilen von Amerika.“ Und das kommt daher: ein ehrfurchtgebietendes Benehmen ist ein würdevoller Brauch, der sich und alle neben ihm bestehenden Gebräuche schützt und bewahrt und den Gehorsam der Menschen herbeiführt. Einer der gescheitesten Romanschriftsteller der Jetztzeit versucht in einer merkwürdigen Abhandlung die Frage zu erörtern, weshalb in den verschiedenen Verbindungen der Menschen immer einige herrschen und die andern beherrscht werden, und weshalb in jedem Falle die Gesellschaft die Gewalt und die Unterordnung anerkennt, als wenn es so sein müsste. „Es ist gar nicht“, erklärt Herr Trollope, „außerordentliche Geschicklichkeit, welche das Uebergewicht erhält; sehr häufig ist der mishandelte Mann gerade so gescheit als der ihn mishandelnde. Auch der Besitz spielt keine grosse Rolle dabei; denn obgleich grosser Reichthum fast immer einen Schutz gegen sociale Unterdrückung gewährt und immer den passiven Respect sichert, so wird er doch nie in einer aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Gesellschaft eine active Macht, die andere unterdrückt.“ „Schulknaben“, fügt Trollope hinzu, „lassen auf dieselbe Weise einigen unter sich die Herrschaft und machen die andern zu Sklaven.“ Und er entscheidet sich ohne Zweifel ganz richtig dahin, dass in jedem Fall „etwas in

der Art und dem Gang“ des die Gewalt habenden Knaben oder Mannes dazu beigetragen habe. Aus diesem Grund ist in der frühen Gesellschaft ein ehrfurchtgebietendes Wesen von grosser Wichtigkeit; es ist sogar das nothwendigste Erforderniss, um den Respect zu erlangen. Die concurrirenden Einrichtungen, die es jetzt verdrängt haben, waren damals noch nicht vorhanden. Alte Satzungen oder verehrte Gesetze gab es damals nicht; das gewohnte Uebergewicht einer feierlichen Weise war eine Hauptmacht, um die Menschen zu gewinnen und zu beruhigen. Bis zum heutigen Tag findet man selten einen Wildenhäuptling ohne dieselbe, und fast immer besitzen sie sie in hohem Grade. Erst im vorigen Jahre kam ein rother Indianerhäuptling zu Präsident Grant, und allgemein hiess es, er habe das beste Benehmen in Washington. Die Secretäre und Abtheilungsvorstände erschienen neben ihm roh, obgleich natürlich in Wirklichkeit sie weit über ihm standen, denn er war blos ein „plündernder Schurke“. Aber ein würdevolles Benehmen war in der Gesellschaft, in welcher er lebte, Herkommen, weil es in jener Gesellschaft von grossem Werth war; in den Vereinigten Staaten dagegen ist es das nicht, weil es wol nirgend weniger Werth hat und nirgend weniger daran gedacht wird, als in einer rohen englischen Colonie; die Hauptbedingungen für die Civilisation hängen dort von ganz andern Einflüssen ab.

Da, wo das Benehmen so nutzbringend und wichtig ist, entstehen Gewohnheiten und Gebräuche,

die es immer weiter entwickeln. Die asiatische Gesellschaft ist voll von dergleichen, man könnte fast sagen, sie sei aus derselben zusammengesetzt.

„Aus dem Eifer und der Genauigkeit einer öffentlichen Gesandtschaft in Bezug auf Ceremonien und Formen“, sagt Sir John Malcolm, „bilden die Perser gewöhnlich ihre Meinung vom Charakter des repräsentirten Landes. Diese Thatsache hatte ich aus Büchern erfahren, und der Augenschein überzeugte mich von ihrer Wahrheit. Glücklicherweise hatte der Elchu an einigen der hauptsächlichsten Höfe Indiens gelebt, deren Gebräuche mit den persischen viel Aehnlichkeit haben. Er war daher in die wichtige Wissenschaft «Kâida-e-nishest-oo-berhhâst» (oder die Kunst zu sitzen und aufzustehen) tief eingedrungen, welche alles Wissenswerthe in Bezug auf Formen und Benehmen der guten Gesellschaft und besonders der asiatischen Könige und ihrer Höfe enthält.

„Er war sich daher bei seiner ersten Ankunft in Persien vollkommen der Wichtigkeit jedes Schrittes, den er zu thun hatte, bewusst; er bemühte sich daher, alle Schwierigkeiten der Ceremonien zu überwinden, bevor er sich dem königlichen Hofe näherte. Wir wurden deshalb von dem Augenblick unserer Landung in Ambuschir an, bis wir nach Schiras kamen, täglich und stündlich mit Einexerciren geplagt, damit unser Benehmen unter allen Umständen und überall tadellos wäre. Wir wurden genau unterwiesen, an welchem Platz wir in einem

Aufzug zu reiten hatten, wo wir innerhalb des Hauses stehen oder sitzen, wann wir uns von unsern Sitzen erheben mussten, wie weit einem Besucher entgegenzugehen war und in welchen Theil des Zelttes oder Hauses wir ihm folgen mussten, wenn er fortging, falls sein Rang hoch genug war, um seinetwillen einen Schritt zu thun.

„Die Verordnungen betreffs unseres Erhebens, Stehens, Bewegens und Niedersitzens waren indessen von weniger Wichtigkeit als die Zeit und Art und Weise, wie wir unsere Kelliâns zu rauchen und unsern Kaffee zu nehmen hatten. Es ist ganz erstaunlich, wie viel von Kaffee und Taback in Persien abhängt. Man erzeigt den Leuten Ehre oder beleidigt sie, je nachdem diese Lieblingserfrischungen angeboten werden. Man bewillkommnet einen Besucher oder schickt ihn weg durch die Art und Weise, auf welche man eine Pfeife oder eine Tasse Kaffee für ihn bestellt. Dann beobachtet man auf genaueste jede Schattirung von Aufmerksamkeit und Rücksicht, die man ihm zollt. Steht er über einem, so bietet man diese Erfrischungen selbst an und nimmt nicht eher theil daran, als bis er befiehlt; ist er des gleichen Ranges, so tauscht man die Pfeifen mit ihm, bietet ihm Kaffee an und nimmt die zweite Tasse für sich; steht er etwas unter einem und man will ihm Aufmerksamkeit erweisen, so lässt man ihn seine eigene Pfeife rauchen, aber der Diener reicht ihm auf einen herablassenden Wink die erste Tasse Kaffee; steht er sehr viel

niedriger, so bewahrt man seine Höhe und seinen Rang, indem man die erste Tasse Kaffee nimmt und dem Diener durch eine Handbewegung befiehlt, den Gast zu bedienen.

„Wenn Besuch kommt, werden Kaffee und Pfeife zu seiner Bewillkommnung befohlen; aber eine zweite Bestellung dieser Dinge sagt ihm, dass er nun fortgehen kann; dieser Theil der Ceremonie verändert sich jedoch, je nach dem relativen Rang und der Intimität der Parteien.

„Diese Dinge mögen für diejenigen unbedeutend erscheinen, für die dergleichen Rücksichten Gewohnheiten, aber keine Gesetze sind; in diesen Ländern jedoch sind sie das erste Erforderniss, denn die Bedeutung eines Mannes hängt von ihnen ab.“

In den alten, dem Gebrauch anhangenden Gesellschaften wurden die Vorschriften für das Benehmen in Regeln gefasst, sodass es den feststehenden Gebräuchen mehr förderlich als hinderlich war, und vor allem die Gewohnheit, sich nach dem Gebrauch zu richten, stärkte und nicht schwächte. Jede Hülfe war, wie wir gesehen haben, nothwendig, um das Joch des Gebrauchs diesen Gesellschaften aufzuerlegen; und die Macht des Benehmens war eine der nützlichsten Unterstützungen.

Jetzt können wir schliesslich verstehen, wie so Ordnung und Civilisation selbst in fortschreitenden Gemeinwesen so unbeständig sind. Wir beobachten häufig in Staaten das, was die Physiologen „Atavismus“ nennen, einen theilweisen Rück-

schlag zu der unbeständigen Natur der barbarischen Vorältern. Solche Scenen von Grausamkeit und Schrecken, wie sie in der grossen Französischen Revolution vorkamen und wie sie mehr oder weniger bei jeder grossen Umwälzung vorkommen, enthüllen immer eine geheime, unterdrückte Seite der menschlichen Natur; wir wissen jetzt, dass sie der Ausbruch ererbter Leidenschaften sind, die lange Zeit durch feststehende Gewohnheit unterdrückt worden waren, die aber lebendig werden, sobald der Druck plötzlich entfernt wird und ihnen ein Ausweg offen bleibt. Die Reizbarkeit der Menschen kommt gleichfalls von ihrer unvollkommenen, veränderlichen Civilisation und ihrer ursprünglich wilden Natur. Sie konnten in ihrem vorhistorischen Zustand nicht eine Stunde lang ein bestimmtes Ziel im Auge behalten; und selbst jetzt können sie es nur schwer, wenn sie erregt oder plötzlich aus ihren alten Gewohnheiten gerissen sind. Selbst sehr hochstehende Rassen, wie die Franzosen und die Irländer, scheinen in verwirrten Zeiten nicht im mindesten beständig zu sein, sondern werden von den Leidenschaften und Einfällen des Augenblicks hin- und hergeworfen. Aber um über dergleichen Erscheinungen vollkommen klar zu werden, müssen wir untersuchen, auf welche Weise sich die Nationen vom Joch des Herkommens befreien und sich für den Gebrauch des freien Willens vorbereiten.

FÜNFTES BUCH.

Das Zeitalter der Erörterungen.

I.

Der grösstmögliche Unterschied besteht zwischen den alten, östlichen auf Gewohnheiten beruhenden und den neuen westlichen, veränderlichen Civilisationen. Vor einem oder zwei Jahren wurde an die gescheitesten Beamten in unsern östlichen Besitzungen die Anfrage gerichtet, nicht ob die englische Regierung in Indien wirklich Gutes leiste, sondern ob die Inder selbst das, was geschieht, für wohlthätig anerkannten; worauf die Beamten, die die besten Gewährsleute dafür waren, in den meisten Fällen folgendermassen antworteten: „Ohne Zweifel gewährt Ihr den Indern viele grosse Vortheile; sie geniessen eines andauernden Friedens, sie haben Handelsfreiheit, sie können leben, wie es ihnen beliebt, nur den Gesetzen unterworfen; in allen diesen Punkten sind sie viel besser daran als je zuvor; und dennoch können sie Euch nicht verstehen. Was sie verwirrt, ist Eure fortwährende Neigung,

zu ändern oder, wie Ihr es nennt, zu verbessern. Da ihr eigenes Leben bis ins kleinste durch einen alten, überkommenen Gebrauch geregelt wird, so können sie eine Regierung, die immerfort Neues bringt, nicht begreifen; sie können durchaus nicht glauben, dass der Wunsch, sie glücklicher und zufriedener zu machen, dem zu Grunde liegt; sie glauben im Gegentheil, dass man etwas, das sie nicht verstehen, gegen sie im Schilde führe, dass man ihnen ihre Religion rauben wolle; in einem Wort, dass Zweck und Ziel dieser fortwährenden Veränderungen sei, sie nicht das sein zu lassen, was sie bis dahin waren und was sie sein wollen, sondern etwas anderes aus ihnen zu machen, was sie nicht sein möchten.“ Kurz, wir versuchen in jenen Theilen neuen Wein in alte Schläuche zu füllen; soviel wie möglich aus einer Civilisation, deren Seele der Fortschritt ist, in die Form einer Civilisation, deren Seele die Beständigkeit, zu bringen; und ob uns das gelingen wird, ist eine der interessantesten Fragen in unserm von politischen Problemen überfließenden Zeitalter.

Historische Untersuchungen beweisen, dass die Sinnesart der Hindus eine der alten Welt, die der Engländer eine der neuen Welt angehörige ist. „Das alte Gesetz“, sagt Sir Henry Maine, „beruht nicht auf Abkommen, sondern auf Herkommen.“ Das Dasein der alten Civilisation reicht, soviel wir aus gültigen Berichten wissen, hinauf bis in eine Zeit, wo jede wichtige Einzelheit des Lebens durch

einen in socialer, politischer und religiöser Beziehung alles umfassenden Gebrauch geregelt wurde, der von denjenigen, die ihm unterthan waren, nicht analysirt werden konnte. Für solche Unterscheidungen war weder ihr Geist noch ihre Sprache ausgebildet genug. Aber sie hielten ihn für unvergänglich und vor allem andern unantastbar. In den frühern Abschnitten habe ich versucht, zu zeigen, weshalb diese Gewohnheitscivilisationen die einzig angemessenen für die frühe Gesellschaft waren; weshalb sie, sozusagen, den Anfang machen mussten, inwieweit sie durch ihre Eigenthümlichkeit einen Vorthail über die andern Civilisationen hatten. Jetzt kommt aber die zweite Frage: wenn die Unveränderlichkeit eine nothwendige Bedingung für die frühen Civilisationen ist, wie konnte dann irgendeine Civilisation veränderlich werden? Ohne Zweifel waren die meisten Civilisationen da stehen geblieben, wo sie von Anfang an waren; auch wissen wir jetzt, weshalb dieser Stillstand ein Weltgesetz und der Fortschritt eine seltene Ausnahme ist; aber wir wissen noch nicht, was den Fortschritt in den wenigen Fällen und den Stillstand in allen den andern verursacht hat.

Auf diese Frage ertheilt die Geschichte eine sehr klare und bemerkenswerthe Antwort. Der Uebergang vom Zeitalter des Stillstandes zu dem der Wahl hat sich zuerst in solchen Staaten vollzogen, in denen die Regierung in ausgedehnter Weise eine Regierung der Erörterung oder Debatte war, und wo der Gegenstand dieser Debatten in mancher Be-

ziehung ein abstracter oder, wie wir sagen würden, eine Principienfrage war. In den kleinen Republiken von Griechenland und Italien war es, wo die Bande des Gebrauchs zuerst gesprengt wurden. „Die Freiheit sprach, es werde Licht, und wie die Sonne aus dem Meer stieg Athen empor“, sagt Shelley, und in diesem Fall ist seine historische Philosophie bei weitem richtiger als gewöhnlich. Ein freier Staat, ob Monarchie oder Republik, heisst ein solcher Staat, in welchem die oberste Gewalt unter mehrere Personen getheilt ist, und in welchem Erörterungen zwischen diesen Personen stattfinden. Die griechischen Republiken waren die ersten historischen Staaten dieser Art, und Athen war die grösste dieser Republiken.

Nach diesem Ergebniss ist es leicht zu sehen, weshalb uns die Geschichte das und nichts anderes lehrt. Es ist leicht zu sehen, warum die öffentliche Erörterung gemeinschaftlicher Thätigkeiten oder Interessen den Grund zu Veränderung und Fortschritt legen muss. In der frühen Gesellschaft wurde die Originalität im bürgerlichen Leben verboten und unterdrückt durch das feststehende Gesetz, das dieses Leben leitete. Im alten Griechenland mag es in dieser Beziehung nicht ganz so schlimm gewesen sein als in einigen andern Theilen der Welt. Aber selbst dort herrschte diese Strenge in sehr hohem Masse. Ein heutiger Schriftsteller sagt sehr richtig: „Das Gesetz stellte sich damals den Menschen als etwas Ehrwürdiges, Unveränder-

liches dar; es war so alt wie ihre Stadt selbst; es war vom Gründer gegeben worden, als er den Grund zu den Mauern der Stadt legte und das heilige Feuer entzündete.“ Ein gewöhnlicher Mensch, der neue Wege hätte einschlagen, der für sich neue Lebensgebräuche hätte einführen wollen, wäre bei Todesstrafe gezwungen worden, diese Neuerungen aufzugeben. Er habe sich, hätte es geheissen, an den von den Göttern selbst eingesetzten Verordnungen vergangen, und das dürfe er nicht nach seinem Gefallen. Im Gegentheil die andern seien stark betheiligt an seinen Handlungen. Sein Ungehorsam konnte auf alle andern so gut wie auf ihn selbst den Zorn der Götter herabrufen. In den ältesten Gemeinwesen herrschte, wie wir wissen, der Glaube, dass jeder einzelne Theilnehmer die Kraft habe, den Zorn der Götter für alle heraufzubeschwören. In einem solchen abergläubischen Zeitalter würde ein muthiger Neuerer schon im Beginn von seinen furchtsamen Genossen niedergeschlagen worden sein. Das, was Macaulay als die unversiegbare Quelle des Fortschritts ansieht, das Verlangen des Menschen, seine Lage zu verbessern, durfte damals nicht in Anwendung kommen; der Mensch musste so leben, wie seine Vorfahren gelebt hatten.

Noch viel weiter ab lag aber jenen Zeiten „das freie Denken“ und die „fortschreitenden Wissenschaften“, von denen jetzt so viel die Rede ist. Der erste und naheliegendste Gegenstand, auf den das menschliche Denken sich richtet, betrifft die

Religion; der freiwerdende Denker wünscht vor allem seine Vernunft an den grossen Fragen über die menschliche Bestimmung zu üben; er will ergründen, woher er kommt und wohin er geht; er will sich eine möglichst vernünftige Vorstellung von Gott bilden. Aber, wie Herr Grote richtig sagt: „Das gerade wollten die alten Zeiten dem Menschen gewöhnlich nicht gestatten. Seine *gens* oder seine *φρατρία* verlangten von ihm, dass er glaube, was sie glaubten.“ Die Toleranz ist die modernste aller Ideen; denn die Vorstellung, dass die schlechte Religion von A das Glück von B hier oder in Ewigkeit nicht gefährden könne, ist, so merkwürdig das klingen mag, eine moderne Vorstellung. Und der Beistand, den die „Wissenschaft“ auf dieser Stufe des Denkens gewährt, ist noch geringfügiger. Was wir unter Naturwissenschaft verstehen, nämlich die systematische Erforschung der äussern Natur im einzelnen, das gab es damals nicht. Einige wenige vereinzelte Beobachtungen oberflächlicher Vorgänge, eine halbrichtige Zeitrechnung, von Priestern erfundene und sorgfältig bewahrte Geheimnisse waren alles, was man kannte; der Gedanke, ein gründliches Studium der Natur als Grundlage zur Erfindung neuer Werkzeuge und neuer Dinge zu benutzen, bestand damals noch nicht. Das ist in der That eine neue Anschauung, die noch jetzt nur wenigen europäischen Ländern eigen ist. In der intelligentesten Stadt des Alterthums, in deren erleuchtetstem Zeitalter sagte ihr

gescheitester Einwohner, Sokrates, das Studium der Naturwissenschaften helfe zu nichts, weil es Unsicherheit hervorrufe und das menschliche Glück nicht befördere. Derjenige Zweig des Wissens, der heute mit dem menschlichen Fortschritt am engsten verbunden ist, hatte damals am wenigsten mit ihm zu thun.

Aber eine Erörterungen zulassende Regierung zerbricht schnell das Joch des feststehenden Gebrauchs. Ein Zusammengehen beider ist unmöglich. Sobald ein Gegenstand der freien Discussion ausgesetzt wird, in der Absicht, sich von dieser Discussion bestimmen zu lassen, so ist damit zugegeben, dass dieser Gegenstand nach keiner Richtung hin von einem feststehenden Gesetz eingeschränkt wird, und dass die Menschen die Freiheit haben, zu wählen. Es wird damit auch eingeräumt, dass es keine geheiligte Autorität, keinen höchsten von Gott eingesetzten Menschen gibt, dem die Gemeinde in diesem Fall zu gehorchen hat. Und wenn ein einzelner Gegenstand oder eine Gruppe von Gegenständen einmal der Discussion freigegeben ist, so setzt sich über kurz oder lang die Gewohnheit der Erörterung fest, und der geheiligte Zauber von Gebrauch und Herkommen verschwindet. „Die Demokratie“, ist einmal in neuerer Zeit gesagt worden, „ist wie das Grab; sie nimmt, aber sie gibt nichts.“ Derselbe Ausspruch passt auf die „Erörterung“. Ein Gegenstand, der einmal diesem Gottesurtheil unterworfen worden ist, kann ihm nie

wieder entzogen werden; er kann nie wieder in Geheimnisse gehüllt oder durch eine Weihe geschützt werden; er bleibt immer der freien Wahl und der profanen Erörterung ausgesetzt.

Die einzigen Fragen, die zuerst oder bis zu einem sehr späten Zeitalter der Civilisation allein der Erörterung unterworfen werden können, sind die Fragen betreffs der sichtbaren und fühlbaren Interessen des Gemeinwesens; es sind politische Fragen von hoher und dringender Wichtigkeit. Wenn eine Nation in irgendeinem bedeutenden Grade die Gewohnheit und die Fähigkeit gewonnen hat, diese Fragen mit Freimuth zu behandeln und mit Besonnenheit zu entscheiden, politische Schlüsse zu ziehen, und zwar keine verderblichen, so kann dieser Nation ein ausserordentlicher Fortschritt in allen Zweigen der Civilisation mit Sicherheit vorausgesagt werden. Und der Grund hierfür ergibt sich deutlich aus den Principien, welche, wie wir gesehen haben, die frühe Civilisation geleitet haben. Die ersten vorhistorischen Menschen waren leidenschaftliche Wilde, die nur mit grösster Schwierigkeit in Schranken gehalten und zu einem Staat zusammengedrängt werden konnten. Viele Zeitalter waren nöthig, um diese Ordnung herzustellen und diesen Staat zu gründen; das einzig genügende und wirksame Mittel war der geheiligte Gebrauch; aber dieser Gebrauch umschloss alles, hielt jeden Fortschritt auf und verhinderte die originelle Entwicklung der Menschheit. Wenn daher eine Nation

im Stande ist, sich die Vortheile des Gebrauchs ohne seine Nachtheile anzueignen, wenn sie nach jahrhundertelangem Ausharren Ordnung und freien Willen zusammen erreicht hat, dann ist mit einem male die drückende Last beseitigt und die gewöhnlichen Triebfedern des Fortschritts, wie wir sie in den modernen Gemeinwesen wirken sehen, beginnen ihre belebende Thätigkeit.

Die Erörterung selbst wird zu einer Quelle des Fortschritts. Sie ertheilt der Intelligenz den Preis. Um die Gründe, die eine politische That ins Leben rufen sollen, mit genügender Kraft und Wirkung auseinanderzusetzen, bedarf es einer grossen Geistesanstrengung. Natürlich hängen solche Gründe von den Umständen ab; der abstract beste Grund ist nicht immer der überzeugende. Die politische Erörterung muss auf diejenigen wirken, die handeln sollen. Sie muss sich den Vorstellungen der Zeit anpassen, muss mit der Vergangenheit in Uebereinstimmung sein und muss die Sprache der Zeit sprechen. Aber innerhalb dieser Bedingungen ist eine gute Erörterung besser als eine schlechte; kein Volk könnte eine debattirende Regierung auch nur einen Tag lang ertragen, die nicht innerhalb der Grenzen seiner Vorurtheile und Vorstellungen lieber gute Gründe als schlechte vorbrächte.

Auch Toleranz wird in der Erörterung gelernt und, wie die Geschichte beweist, nur durch sie. In allen dem Gebrauch anhangenden Gesellschaften ist blinde Gläubigkeit das regierende Princip. Noch

heute ist es in rohen Gegenden so, dass jeder, der etwas Neues äussert, mit Mistrauen angesehen und in Gedanken verfolgt, wenn nicht mit wirklicher Strafe belegt wird. Nichts ist für die Mehrzahl der Menschen unangenehmer als neue Ideen. Sie werfen, wie man zu sagen pflegt, alles über den Haufen; man kommt auf den Gedanken, dass die liebsten Vorstellungen falsch sein könnten, der festeste Glaube unbegründet wäre. Bis dahin hatte man dem neuen erschreckenden Einwohner keinen Platz in seinen Gedanken eingeräumt, aber nun er sich den Eingang erzwungen hat, sieht man noch nicht recht, welche von den alten Ideen er dulden, mit welchen er sich vertragen oder mit welchen er in Feindschaft gerathen wird. Da ist es selbstverständlich, dass der gemeine Mann die neue Idee hasst und geneigt ist, den Menschen, der eine solche hervorbringt, zu mishandeln. Selbst Nationen, bei denen die Erörterung schon lange Zeit eingeführt ist, sind noch intolerant genug. Selbst in England, wo im ganzen freier und allgemeiner debattirt wird als je zuvor in der ganzen Welt, sehen wir, welche grosse Macht noch immer die blinde Gläubigkeit besitzt. Die Erörterung aber bedarf der Toleranz, wenn sie Erfolg haben soll. Sie bleibt erfolglos, wo ein jeder, wie in einer französischen politischen Versammlung, das, was ihm nicht gefällt, niederzuschreiben versucht. Sobald eine Nation einer dauernden Erörterung fähig ist, ist sie auch im Stande, mit Gleichmuth Toleranz zu üben.

Wie viel eine solche auf freier Erörterung beruhende Regierung zum Fortschritt beitragen kann, das hängt unter sonst gleichen Bedingungen von der Grösse der der Discussion unterworfenen Fragen ab. Es gibt Zeiträume, in denen grosse Ideen „in der Luft“ schweben und in denen selbst gewöhnliche Menschen an einer ungewöhnlichen Erhebung theilzunehmen scheinen. Das Zeitalter der Elisabeth war augenscheinlich eine solche Zeit für England. Die neue Idee der Reformation und die Erweiterung der Weltgrenzen durch die Entdeckung neuer und eigenthümlicher Länder gaben zusammen eine Anregung, wie sie wol kein anderes Zeitalter aufzuweisen hat. Die Debatte war, wenn auch nicht vollständig frei, doch viel freier als durchschnittlich in irgendeinem andern Zeitalter oder Lande. Demgemäss schien jedes Streben mächtig fortzuschreiten. Poesie, Wissenschaft und Baukunst, so verschieden sie untereinander sind und so fern sie auch dem Einfluss der Debatte zu liegen scheinen, bekamen einen plötzlichen Aufschwung. Macaulay würde gesagt haben, man könne die Macht der Debatte deutlich „in den Dichtungen Shakespeare's, in der Prosa Bacon's, in den Galerien Longleat's und den Spitzthürmen Burleigh's“ bemerken. Das ist in der That nur eine andere Seite des Princip's, von dem ich bei Gelegenheit des Charakters der Länder und Zeitalter so viel gesprochen habe. Wenn irgendeine besondere Kraft in einem Zeitalter sehr hoch anerkannt wird, so werden bald alle, die diese

Kraft besitzen, nachgeahmt, während die andern unbeachtet bleiben. Die Folge hiervon ist, dass eine ungewöhnliche Menge dieser Kraft entwickelt und ausgebildet wird. Innerhalb bestimmter Grenzen wurde zu Elisabeth's Zeit ein kräftiges, erhabenes Denken sehr hochgeachtet, und so gab es bald viele kräftige und erhabene Denker; und die Wirkung ging weit über die Ursache hinaus. Sie drang in die Naturwissenschaft ein, um die sich damals wenige kümmerten, und sie verursachte eine Umwandlung der Philosophie, die fast alle zu Gegnern hatte. In einem Wort, der Charakter des Zeitalters begünstigte eine originale Entwicklung, und die Folge davon war, dass originale Menschen einen hohen Grad der Auszeichnung erlangten, dieses und jenes ergriffen und Ziele erreichten, die ihr Zeitalter für immer denkwürdig machen.

So sind in alter und in neuer Zeit alle grossen geistigen Bewegungen in naher Beziehung zu einer debattirenden Regierung gewesen. Athen, Rom, die italienischen Republiken des Mittelalters, die Communen und Generalstaaten des feudalen Europa hatten alle einen besondern, anfeuernden Einfluss, den sie ihrer Freiheit verdankten, und den Staaten ohne diese Freiheit niemals ausübten. Und besonders in Zeiten grosser Gedankenepochen, zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs, des Untergangs der römischen Republik, der Reformation und der Französischen Revolution hat diese Denk- und Sprechfreiheit ihre grösste Wirkung ausgeübt.

Aus diesem Grunde haben die Debatten der wilden Stämme so wenig zu ihrer Befreiung von den despotischen Gebräuchen beigetragen. Die Redekunst des nordamerikanischen Indianers, jenes ersten Wilden, dessen Eigenthümlichkeiten sich dem allgemeinen Bewusstsein einprägten, ist berühmt geworden, und dennoch waren die nordamerikanischen Wilden kaum bessere Redner als viele andere Wilde. Fast alle Wilde, die vor den Engländern zusammengeschmolzen sind, waren bessere Redner als jene. Aber die Redekunst der Wilden hat zu nichts geführt und konnte zu nichts führen. Ihre Debatten betreffen nicht Principien, sondern Unternehmungen; der Gegenstand dieser Debatten ist, ob diese oder jene Expedition Erfolg haben wird oder nicht, ob sie unternommen werden soll oder nicht; ob sich dieses oder jenes Dorf besser zum Plündern eignet. Solche Discussionen erhöhen die Kraft der Sprache, begünstigen die Leichtigkeit der Debatte und entwickeln jene Eigenschaften des Benehmens und der Geberde, welche das Vertrauen der Zuhörer erwecken. Aber sie erhöhen nicht die speculative Intelligenz, sie führen die Menschen nicht zur Behandlung speculativer Lehren oder zur Besprechung alter Principien. Sie vervollkommen, sozusagen, das Schaf innerhalb seiner Hürde, aber sie helfen ihm nicht über die Hürde hinwegzuspringen.

Die nächste Frage ist daher: woher kommt es, dass in manchen Fällen die Erörterungen zu frucht-

baren Gedanken führen und dass sie in andern Fällen nur auf vereinzelte Angelegenheiten Bezug haben? Die Antwort, welche die Geschichte hierauf gibt, ist sehr klar und bemerkenswerth. Einige Menschenrassen haben, solange wir von ihnen hören, schon die Grundlage einer freien Constitution erlangt; sie haben schon die Elemente zu einem vollständigen Staatswesen — einen Monarchen, einen Senat und eine allgemeine Versammlung der Bürger. Die Griechen gehörten zu einer solchen Rasse. Und mit der Zeit kam es, dass ein Streit entstand, der erste dieser Art, den wir kennen, zwischen der aristokratischen, ursprünglich durch den Senat repräsentirten Partei und der in den allgemeinen Versammlungen repräsentirten Volkspartei. Hier handelte es sich um eine reine Principienfrage, die von so grosser Tragweite war, dass ihre Geschichte zweitausend Jahre später in bedeutender Weise geschrieben wurde. Vor einigen siebzig Jahren fand ein englischer Landedelmann, Namens Mitford, der wie viele seiner Zeitgenossen durch die erste Französische Revolution in aristokratische Meinungen hineingeängstigt wurde, dass die Geschichte des Peloponnesischen Kriegs ein Spiegelbild seiner eigenen Zeit sei. Er nahm seinen Thucydides zur Hand und fand hier wie in einem Spiegel die Fortschritte und Kämpfe seiner Zeit wieder. Es gehörte einige Geistesfrische dazu, um das zu sehen, wenigstens war es für viele Jahrhunderte verborgen geblieben. Alle modernen Geschichten Griechenlands vor Mitford

hatten nur eine schwache Vorstellung davon, und da er selbst kein Mann von Genie war, wäre es ihm auch kaum aufgefallen, wenn nicht die Analogie dessen, was er sah, mit dem, was er las, ihm auf die Spur geholfen hätte. Wie es in jedem Lande Europas im Jahre 1793 zwei Parteien gab, eine dem Alten anhangende Aristokratie und eine neu erstehende Demokratie, so gab es auch in jeder Stadt des alten Griechenland im Jahre 400 v. Chr. eine Partei Vieler und eine Partei Weniger. Das fand Herr Mitford heraus, und als strenger Aristokrat schrieb er eine „Geschichte“, die wenig mehr als eine Parteistreitschrift war, die aber gerade um dessentwillen höchst lesenswerth ist. Die Kraft der Leidenschaft, mit welcher sie geschrieben ist, bringt Leben in die Worte und fesselt die Aufmerksamkeit der Leser. Und das ist nicht alles. Grote, der grosse Gelehrte und berühmte Verfasser der „Geschichte Griechenlands“, erkannte gleichfalls die Uebereinstimmung der Kämpfe Athens und Spartas mit den Kämpfen unserer modernen Zeit, und gerade so grosser Demokrat als Mitford Aristokrat, wurde er dessen heftiger Gegner und schrieb eine Antwort, die in Kraft und Gelehrsamkeit weit über Mitford's Geschichte steht, aber als ein Buch kräftigster politischer Leidenschaft in den Haupteigenschaften mit Mitford's Buch übereinstimmt und für Leute geschrieben ist, die sich um Politik bekümmern, während die meisten Geschichten des Alterthums von Gelehrten für Gelehrte geschrieben sind. Und

die Wirkung der ersten politischen Erörterung war in der alten Zeit dieselbe wie in der neuen. Die ganze bis dahin gebräuchliche Anschauungsweise wurde plötzlich erschüttert, und nicht nur in den Zellen der Philosophen, sondern auch in den Köpfen und der täglichen Beschäftigung der gewöhnlichen Menschen. Die „Befreiung der Menschheit“, wie sich Goethe ausdrückte, die Befreiung der Menschen vom Joch des ererbten Gebrauchs und des strengen unumstösslichen Gesetzes nahm in Griechenland ihren Anfang und übte ihre grössten Wirkungen im Guten und Bösen in Griechenland aus. Um dieser Analogie zwischen den Streitfragen jener und unserer Zeit willen hat jemand den Ausspruch gethan: „Die Geschichte des classischen Alterthums ist ein Theil der modernen Geschichte; die Geschichte des Mittelalters allein ist alt.“

Wenn es auch in Griechenland keine Debatten über Principienfragen gegeben hätte, würde es dennoch wahrscheinlich Werke der Kunst hervor gebracht haben. Homer enthält keine derartigen Debatten. Die Reden in der Ilias, die Herr Gladstone, der competenteste lebende Richter, für die besten, die es je gegeben habe, erklärt, enthalten keine Principiendebatten. Es ist weder eine Spur kritischer Untersuchung noch Volkswirthschaftliches in ihnen. Im Herodot findet man den Anfang des Erörterungszeitalters. Er gehört im wesentlichen noch dem vorhergehenden Zeitalter an. Er spricht mit Achtung von der bestehenden Ordnung und der

feststehenden Religion. Dennoch muss er auf seinen Reisen durch Griechenland viele politische Streitfragen erörtern gehört haben, und demgemäss kann man in seinem Buch viele einleitende Spuren zur abstracten politischen Untersuchung finden. Die Reden über Demokratie, Aristokratie und Monarchie, die er den persischen Verschwörern während der Zeit ihrer Königlosigkeit in den Mund legt, sind mit Recht widersinnig genannt worden als angebliche Reden jener Perser. Ein Asiate hat nie an dergleichen gedacht. Ebenso gut könnte man sich vorstellen, Saul oder David hätten so gesprochen. Es sind griechische Reden, voll von freier griechischer Erörterung und eingegeben von einer in den Wirkungen der Discussion schon bedeutenden Erfahrung. Das Zeitalter der Erörterungen hatte begonnen, und selbst Herodot, der wenigst zanksüchtige und der sanfteste und einfachste Berichterstatter, verspürte die Wirkung. Wenn wir zum Thucydides kommen, sind die Wirkungen der Debatte schon so ausgedehnt wie möglich; sein Licht ist hell, ungetrübt von dem Qualm der Gewohnheit und gereinigt vom hergebrachten geheiligten Gebrauch. Wie sich Grote's Geschichte theilweise wie ein Parlamentsbericht liest, so liest sich die Hälfte des Thucydides wie eine Rede oder wie das Material zu einer Rede für die atheniensische Volksversammlung. Von den spätern Zeiten brauchen wir nicht weiter zu sprechen. Jede Seite von Plato und Aristoteles zeigt die klare unauslöschliche Spur des Erörterungszeitalters, in

welchem sie lebten, und das Denken kann unmöglich freier sein als bei ihnen. Die Befreiung der speculativen Intelligenz von der traditionellen, gewohnheitsmässigen Autorität hatte sich vollständig vollzogen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Lösung von Vorurtheilen und diese Herrschaft der Vernunft, die ich dem alten Athen zuschreibe, nur in geringem Masse in die Bevölkerung eingedrungen war. Zwei grosse Klassen der Bevölkerung, die Sklaven und die Frauen, waren vollständig von diesen Eigenschaften ausgeschlossen; selbst die freie Bevölkerung umfasste sicherlich einen weit grössern Theil höchst unwissender und vorurtheilsvoller Menschen, als wir uns gewöhnlich vorstellen können. Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf die besten Proben atheniensischer Cultur, auf die Schriften, die auf uns gekommen sind, und wir vergessen, dass die Gesammthandlungen des atheniensischen Volks zu verschiedenen kritischen Zeitpunkten vom allergrössten Aberglauben zeugten. Dennoch war der Sieg der Vernunft ein vollständiger, soweit es den intelligenten und cultivirten Theil der Gesellschaft anbelangt; der Geist der grössten Philosophen war damals dem Augenschein und der Vernunft ebenso zugänglich als je, vielleicht noch zugänglicher. Die Herrschaft des Gebrauchs war wenigstens bei ihnen vollkommen gebrochen und die ersten Bedingungen des intellectuellen Fortschritts waren nach dieser Richtung hin erfüllt.

Man könnte einwenden, dass ich zu viel Gewicht auf den classischen Einfluss bei der menschlichen Entwicklung legte; dass die Geschichte noch einen andern Fortschritt verzeichne; dass in gewissem Sinn ebenso gut in Judäa ein Fortschritt stattgefunden habe wie in Athen. Und unzweifelhaft hatte ein Fortschritt stattgefunden, aber nur nach einer Richtung hin. Wenn wir die Religion ausnehmen und auch alles übergehen, was die Juden von den Fremden gelernt haben, möchte es sehr zweifelhaft sein, ob sonst etwas Neues in der Zeit von Samuel bis Malachias geschaffen worden ist. In der Religion fand ein Fortschritt statt, aber ausser ihr nicht der geringste. Das hatte seinen Grund in der Ursache jenes Fortschritts. Im ganzen Alterthum und im ganzen Osten und in andern Theilen der Welt, die mehr oder weniger in ihrem alten Zustand fortleben, gibt es zwei Arten religiöser Lehrer — die eine, die Priester, die Erben der vergangenen beglaubigten Eingebung; die andere, der Prophet, der Inhaber einer gegenwärtigen Eingebung. Curtius beschreibt diesen Unterschied in Bezug auf die Verhältnisse Griechenlands folgendermassen¹: „Etwas vom Priesterthume ganz Verschiedenes ist die Mantik. Ihr liegt der Glaube zu Grunde, dass die Götter den Menschen unablässig nahe sind und bei ihrer Weltregierung, die

¹ Die Stelle findet sich in: Ernst Curtius, Griechische Geschichte, I, 387. Anm. d. Red.

alles Grosse und Kleine umfasst, es nicht verschmähen, ihren Willen zu offenbaren; ja es erscheint nothwendig, dass wenn in der sittlichen Ordnung der Menschenwelt etwas in Unordnung gerathen ist, dies sich auch in der natürlichen Welt durch irgendein Anzeichen offenbaren müsse, wenn nur der Sterbliche diese Götterwinke zu verstehen und sich zu Nutzen zu machen wisse.

„Hierzu bedarf es aber einer besondern Fähigkeit, und zwar nicht einer solchen, welche wie eine menschliche Kunst und Wissenschaft erlernt werden kann, sondern es ist ein besonderer Gnadenstand einzelner Personen und einzelner Geschlechter, denen Auge und Ohr für die göttlichen Offenbarungen geöffnet ist, und welche mehr als die andern Menschen an göttlichem Geiste Antheil haben. Sie haben deshalb Amt und Beruf, als Organe des göttlichen Willens aufzutreten; sie sind berechtigt, ihre Autorität jeder weltlichen Macht gegenüberzustellen. Hier waren Conflictе unvermeidlich, und jene Erinnerungen, welche von der Wirksamkeit eines Tiresias und Kalchas im griechischen Volke lebten, bezeugen, wie das heroische Königthum nicht blos Anhalt und Stütze, sondern auch Widerstand und heftigen Einspruch von den Männern der Weissagung erfahren hat.“

In Judäa herrschte ganz derselbe Gegensatz wie anderswo. Alles Neue kommt von den Propheten, alles Alte wird von den Priestern aufrecht erhalten. Aber die Eigenthümlichkeit in Judäa, die ich mich

jedoch keineswegs zu erklären getraue, besteht darin, dass die prophetischen Offenbarungen unzweifelhaft im ganzen immer Verbesserungen enthalten, dass sie mit der Zeit in jeder folgenden Epoche höhere und bessere religiöse Ansichten verbreiten. Aber diese Eigenthümlichkeit geht uns hier nichts an. Ich will nur zeigen, dass in einem auf diese Weise entstandenen Fortschritt ein viel geringerer Antrieb enthalten ist als in einem durch freie Erörterung entstandenen. Eine eigenthümliche Schlussfolge von der anerkannten Autorität eines bewunderten Lehrers annehmen, hat sicherlich nicht denselben belebenden Einfluss auf die erwägende und untersuchende Intelligenz, als Schlüsse selbst zu ziehen. Demgemäss konnte der durch die Propheten herbeigeführte Fortschritt nicht das alte Gesetzbuch des Autoritätsglaubens zerstören. Im Gegentheil, die beiden verbanden sich. In jeder Generation war es der conservative Einfluss, welcher „die Gräber baute“ und die Lehre der frühern Propheten annahm, selbst wenn sie gegen die Lebenden gerichtet waren. Aber die Erörterung und der Gebrauch können sich nie auf diese Weise verbinden; ihre „Methode“, wie moderne Philosophen sagen würden, ist antagonistisch. Demgemäss erweckte der Fortschritt der classischen Staaten allmählich die ganze Verstandeskraft, während derjenige Judäas nur die Religion allein fortbildete. Und daher nimmt in einer Geschichte des intellectuellen Fortschritts der classische eine höhere Stufe ein als der jüdische;

während in einer Specialgeschichte der Theologie es umgekehrt sein würde.

Es gibt noch ein zweites Beispiel für denselben Gegenstand. Die Eigenthümlichkeit des Mittelalters kann man, freilich nur annähernd, bezeichnen als Rückkehr zum autoritativen Gebrauch und Aufgeben der classischen Gewohnheit des selbständigen Denkens. Ich glaube nicht einen Augenblick, dass dies eine ausreichende Erklärung des mittelalterlichen Charakters ist; auch kann ich mich in keine Erörterung darüber einlassen, inwieweit das Mittelalter über der alten Zeit steht; seine Freunde behaupten, es sei bedeutend besser, seine Feinde sagen, es sei viel schlechter als die classische Zeit. Aber sowol Freunde als Feinde werden zugeben, dass die am schärfsten ausgeprägte Seite des Mittelalters mit meiner Bezeichnung übereinstimmt. Und wie das mittelalterliche Wesen eine Rückkehr zu der Art und Weise der dem Gebrauch anhangenden voratheniensischen Zeit war, so wurde es auch durch dieselben Einflüsse aufgelöst wie jene dem Gebrauch anhangende Epoche.

Die wirksamste Kraft bei der Zerstörung der bestehenden mittelalterlichen Gebräuche, die in ihrer Festigkeit unvergänglich schienen, war das volksthümliche Element des alten Staatswesens, das im Mittelalter allerorten verbreitet war. Die germanischen Stämme brachten aus ihren alten Wohnplätzen ein Staatswesen mit, das, wie die classischen, einen König, einen Rath und eine Volksversamm-

lung umfasste; und diese Elemente führten sie überall mit sich und veränderten sie nur je nach den Umständen. Was England anbetrifft, sind diese Zustände durch die ausgezeichneten Abhandlungen der Herren Freeman und Stubbs in der klarsten Weise dargestellt und auch solchen Leuten zugänglich gemacht worden, die geringe classische Kenntnisse besitzen. Die Geschichte der englischen Verfassung ist in ihren Hauptzügen in der That die allgemeine Geschichte des Volkselements in jenem alten Staatswesen, das zuweilen schwächer, zuweilen stärker hervortrat, das jedoch nie ganz verschwand, das gewöhnlich eine grosse Macht besass und das jetzt vollständig herrschend ist. Die Geschichte dieses Wachstums ist die Geschichte des englischen Volks, und die Erörterungen über diese Verfassung sowol als die Erörterungen innerhalb derselben, die Streitfragen bezüglich ihrer Auslegung und die Streitfragen über ihren wahren Nutzen haben hauptsächlich zur Ausbildung des englischen politischen Erkenntnissvermögens beigetragen. Aber im grössten Theil von Europa und in England besonders war der Einfluss der Religion ein ganz anderer als im Alterthum. Die Religion begünstigte hier die Erörterung. Seit Luther's Zeit hat sich mehr oder minder die Ueberzeugung verbreitet, dass ein Mensch vermöge eines Verstandesprocesses sich für seine Person eine Religion ausdenken könne und dass er das als eine der ersten Pflichten thun müsse. Der Einfluss der politischen

und der religiösen Erörterung sind seit langer Zeit so fest vereinigt und haben sich gegenseitig so wirksam unterstützt, dass die alten Vorstellungen von Unterthanen- und Lehnstreue und Autorität, wie sie im Mittelalter bestanden, in unserer Zeit ihre Wirkung auf die besten Geister verloren haben.

Man muss zugeben, dass der Einfluss der Erörterung nicht die einzige Kraft ist, welche diese grosse Wirkung hervorgebracht hat. In alter wie in neuer Zeit haben andere Kräfte mitgewirkt. Der Handel zum Beispiel ist eine Kraft, die viel dazu beigetragen hat, Menschen mit verschiedenen Sitten und verschiedenen Glaubenslehren in nahe Berührung zueinander zu bringen, und auf diese Weise geholfen hat, die Gebräuche und Religionen aller abzuändern. Die Colonisation ist ein anderer derartiger Einfluss. Indem die Colonisten sich zwischen Ureinwohnern anderer Rasse mit fremden Gebräuchen ansiedeln, sind sie genöthigt, nicht zu streng in der Wahl ihrer eigenen Elemente zu sein, sich mit brauchbaren Gruppen und brauchbaren Einzelnen zu verbinden, wenn auch deren angestammte Gebräuche nicht dieselben sein mögen, häufig sogar ganz entgegengesetzte sind. Im modernen Europa wurde der befreiende Einfluss der politischen Erörterung einerseits durch die Existenz einer kosmopolitischen Kirche unterstützt, die den Anspruch erhob, über den Nationen zu stehen, und auch wirklich über verschiedene Nationen verbreitet war,

andererseits leisteten die zerstreuten Ueberreste des römischen Rechts und der römischen Civilisation eine wirksame Hülfe. Und auch noch andere Ursachen wirkten mit. Aber wol in keinem einzigen Fall sind diese Hülfsursachen allein im Stande gewesen, Geistesfreiheit zu verbreiten; in den hervorragendsten Fällen hat der Einfluss der Erörterung die Hauptrolle beim Entstehen derselben gespielt.

Ohne Zweifel wird man offenbare Ausnahmefälle finden können. Man kann anführen, dass am Hof des Augustus eine grosse intellectuelle Freiheit geherrscht hat, eine fast vollständige Ablösung von den alten Vorurtheilen, dass hingegen nicht die geringste freie politische Erörterung stattfand. Aber die schönen Seiten jener Zeit stammten aus einer Zeit grosser Freiheit; die Republik hatte die Menschen erzogen, die vom Kaiserreich regiert wurden. Die dichte Anhäufung sehr gemischter Elemente unter dem Kaiserreich war ohne Zweifel an und für sich ererbten Vorurtheilen ungünstig und geistigen Bestrebungen günstig. Dennoch, mit Ausnahme der Kirche, die etwas Eigenes ist und einer besondern Besprechung bedarf, wie wenig wurde hinzugefügt zu dem, was aus der Republik herübergekommen war! Der freie Austausch der Gedanken fehlte, und so wurden auch die Gedanken selbst gehemmt. Auch kann sicherlich ein grosser Theil geistiger Freiheit aus Gegenden mit freier politischer Erörterung in Gegenden mit begrenzter Erörterung eindringen. So verdankte Frankreich

im 18. Jahrhundert einen grossen Theil seiner geistigen Freiheit der Nähe von England und Holland und seinem ununterbrochenen Verkehr mit diesen Ländern. Voltaire hatte in England gelebt; und jede Seite im „*Esprit des Lois*“ beweist, wie viel Montesquieu durch seine Anwesenheit in England gelernt hatte. Aber selbstverständlich war nur ein Theil der französischen Cultur auf diese Weise erlangt worden. Der Keim mag ausländisch sein, die Gewebe waren einheimisch. Es würde thöricht sein, zu behaupten, das *ancien régime* sei eine Regierung ohne Erörterung gewesen. Erörterung gab es genug, nur konnte sie infolge der schlechten Regierungsform nicht mit Ruhe und Sicherheit zur politischen That heranreifen. Der „durch Epigramme gemässigte“ Despotismus war eine Regierung, welche Erörterungen von ausschweifender Freiheit innerhalb wechselnder Grenzen gestattete und welche durch diese Erörterungen anfallsweise in der That geleitet wurde, wenngleich nicht stetig und nicht dem Namen nach.

Aber obgleich eine auf Erörterung begründete Regierung in frühester wie spätester Zeit ein Hauptwerkzeug bei der Veredelung der Menschheit war, so ist sie doch bei ihrem Ursprung von ausserordentlich zarter Beschaffenheit. Im Anfang kann sie sich nur mit Mühe halten. Der Mitglieder eines freien Staates sind zuerst natürlich nur wenige. Das Wesen eines solchen Staates erfordert die Theilnahme aller an der Erörterung. Aber in früher Zeit,

wo die Schrift noch schwierig, das Lesen selten und die Stellvertretung noch unbekannt ist, müssen diejenigen, die durch die Erörterung geleitet werden sollen, den Redner von Angesicht zu Angesicht sehen und seinen Einfluss selber empfinden. Die ersten freien Staaten waren kleine Städte, kleiner als irgendein politisches Staatswesen von heute mit Ausnahme der Republik von Andorra, die eine Art Ueberbleibsel von jenen ist. Auf dem Marktplatz des Landstädtchens, wie wir heute sagen würden, fand die erste Erörterung statt, ihr Inhalt betraf kleine Angelegenheiten des Marktfleckens, und bis dorthin kann man die lange Kette ihrer Wirkungen zurückverfolgen. Einige historische Forscher, und ich gehöre auch zu diesen, können solchen Ort, so ärmlich und alltäglich er scheinen mag, nicht sehen, ohne sentimentale Betrachtungen anzustellen. Aber solche kleine Städte waren natürlich sehr schwach. Neben ihnen gab es aber in den frühesten Zeiten viele Staaten mit grosser Bevölkerungsmenge, grosse durch herkömmlichen Gebrauch verbundene Bevölkerungen, deren Oberhaupt ein Krieger ist, gewöhnlich ein Krieger aus einem fremden Stamme, der sich, wie irgendwo gesagt wurde, auf „ihren Rücken geschwungen hatte“, oder dessen Vorfahren es schon gethan hatten. Diese grossen Bevölkerungen, von einem einzigen Willen regiert, haben sicherlich unzählige kleine Städte niedergetreten und zerstört, deren freiheitliche Entwicklung gerade begonnen hatte.

Auf diese Weise wurden die griechischen Städte in Asien von den Persern unterworfen, und ebenso hätten die Städte in Griechenland unterworfen werden sollen. Jeder Schuljunge muss herausfinden, dass nichts als die erstaunliche Dummheit und schlechte Leitung der Gegner Griechenland vor der Eroberung zur Zeit des Xerxes sowol als zu der des Darius bewahrte. Das Schicksal der geistigen Civilisation hing damals von einer scheinbar unbedeutenden Wahrscheinlichkeit ab. Hätten die persischen Führer nur eine mittelmässige Erfahrungheit und eine gewöhnliche militärische Klugheit bewiesen, wie man sie von ihnen erwarten musste, dann wäre es mit der griechischen Freiheit zu Ende gewesen. Athen wäre wie so viele ionische Städte jenseit des Aegäischen Meeres von einem grossen Despotismus unterjocht worden; alles das, wodurch Athen in unserm Andenken lebt, hätte sich dann nicht ereignet. Seine Bürger wären vielleicht sinnreich, kunstliebend und tüchtig geworden, aber frei und eigenthümlich wären sie sicherlich nicht geworden. Rom war durch seine glückliche Lage vor der Unterwerfung unter ein grosses Reich bewahrt; es lag zu entfernt von einem solchen. Die frühesten Kriege Roms galten Städten von ungefähr gleicher Grösse, aber geringerer Tüchtigkeit. Erst als es Italien erobert hatte, fing Rom an, sich mit asiatischem Despotismus zu messen. Es war stark genug, es zu schlagen, bevor es so weit vorgeschritten war, um mit ihm zusammenzugerathen. Aber solche

günstige Verhältnisse waren und mussten selten sein. Unzählige kleine Städte, die mit Rom oder Athen hätten wetteifern können, sind ohne eine Spur lange vor Beginn der Geschichte untergegangen. Der kleine Umfang und die geringe Stärke der ersten freien Staaten liess dieselben sehr leicht der Zerstörung anheimfallen. Und selbst ihre innere Hinfälligkeit ist sehr gross. Sobald Erörterung beginnt, brechen die wilden Neigungen der Menschen hervor. Selbst im modernen Gemeinwesen, wo jene Neigungen durch Cultur und Gehorsam seit Jahrhunderten abgeschwächt und unterdrückt worden sind, bedarf es nur eines Gegenstandes zur lebhaften Erörterung, um die schärfsten und heftigsten Leidenschaften hervorzurufen. So häufig diese ersten Freistaaten durch äussere Mächte zerstört wurden, so unterlagen sie doch noch häufiger innern Mächten.

Aus diesem Grund sind solche Staaten sehr selten in der Geschichte. Beim ersten Blick auf die That-sachen möchte man fast behaupten, dass sie einer bestimmten Rasse eigenthümlich sind. Beiweitem die wichtigsten freien Staatseinrichtungen und die einzigen, welche lebendige Vertreter der Welt hinterlassen haben, sind entweder die Abkömmlinge der ersten Staatsverfassungen classischer oder germanischer Nationen. Alle bestehende Freiheit und alle jene Wahrheiten, welche auf den ersten Blick das Wesen der historischen Freiheit auszumachen scheinen, können auf sie zurückgeführt werden.

Und sowol die germanischen wie die classischen Nationen gehören zu der sogenannten arischen Rasse. Scheinbar lässt sich nun der Schluss ziehen, dass die Fähigkeit, freie Staaten zu bilden, ganz besonders jener Menschenfamilie eigenthümlich war. Aber leider widersprechen die Thatsachen dieser bequemen Theorie. Vor allen Dingen ist sicherlich nicht die ganze sogenannte arische Rasse frei. Die östlichen Arier zum Beispiel, diejenigen die aus dem Sanskrit abgeleitete Sprachen reden, gehören zu den sklavischesten Abtheilungen der Menschheit. Den Bengalesen eine freie Verfassung zu geben oder anzunehmen, dass sie selbst eine hervorbringen könnten, wäre die grösste Thorheit. Es muss also noch etwas anderes neben der arischen Abstammung nothwendig sein, das die Menschen zur Erörterung befähigt und sie zur Freiheit erzieht. Und noch mehr, einige nicht arische Rassen waren sogar im Besitz der Freiheit. Karthago zum Beispiel war eine semitische Republik. Wir kennen nicht alle Einzelheiten ihrer Verfassung, aber für unsern gegenwärtigen Zweck wissen wir genug von ihr. Wir wissen, dass sie eine Regierung hatte, an der viele theilnahmen und unter welcher eine fortwährende, thätige und Beschlüsse fassende Erörterung stattfand. Ohne Zweifel waren sowol Tyrus, die Mutterstadt von Karthago, als auch die Colonien dieser beiden Städte ebenso frei als Karthago selbst. So haben wir hiermit eine ganze Gruppe alter Republiken nichtarischer Rasse, und da sie älter als

die classischen Republiken waren, ist es klar, dass sie ihre Einrichtungen nicht von diesen entlehnt haben können. Angesichts dieser Thatsache ist die Theorie, welche die Erörterungsregierung zum ausschliesslichen Erbe einer einzigen Rasse machen will, nicht aufrecht zu erhalten.

Ich bin nicht im Stande, eine andere einfache Theorie aufzustellen. Ich kann nicht versprechen, eine vollkommene Erklärung für die Thatsache beizubringen, dass ein sehr kleiner Theil der Menschheit ein Staatswesen besass, das sich mit der Zeit mit Erörterung von Principien abgab, während die grössere Mehrheit der Menschheit nichts dergleichen kannte. Das ist gerade so schwer zu beantworten wie die Frage, weshalb Milton ein Genie und Bacon ein Naturforscher war. Dieselben Ursachen, welche die überraschenden Verschiedenheiten des individuellen Charakters erzeugen, rufen gleiche Verschiedenheiten des Nationalcharakters hervor. Ich habe schon versucht zu zeigen, wie der ausgeprägte Typus eines einzelnen Individuums sich über eine ganze Nation verbreiten kann, wenn dieser Typus einmal Erfolg gehabt hat. Gesteht man die Entstehung des Typus zu, so ist es leicht, sich seine Entwicklung und sein Wachsthum zu erklären; weshalb aber der Typus eines eigenthümlichen Charakters an einem Platz eher losbricht, wenn man so sagen darf, als an einem andern, das ist eine nicht zu erklärende Frage. Klima und physische Beschaffenheit der Umgebung im weitesten Sinn

üben unzweifelhaft einen grossen Einfluss; sie sind aber keineswegs der einzige Factor; denn wir finden ausserordentlich unähnliche Menschenrassen im selben Klima und unter denselben Verhältnissen leben, und man hat keinen Grund anzunehmen, dass sie nicht seit Jahrhunderten als Nachbarn nebeneinander gelebt haben. Die Ursache des entstehenden Typus muss in etwas liegen, welches von aussen einwirkt auf ein anderes Etwas, das im Stamme selbst liegt, ihm angeboren oder ererbt ist. Aber ich weiss nicht, wie man dieses Etwas irgendwie erklären könnte.

Die nachstehenden Bedingungen werden, glaube ich, bis zu derjenigen Nation zurückverfolgt werden können, die im Besitz eines Staatswesens mit Erörterung war und auf diese Weise den Fortschritt anbahnte. Erstens muss diese Nation die *patria potestas* in so ausgeprägter Form besessen haben, dass das Familienleben genau begrenzt war und eine Familien-Erziehung und -Disciplin ermöglichte. Solange die Abstammung nur mütterlicherseits bestimmt wird, und dadurch die Familie nur ein schwankendes Dasein führt, kann von einem Fortschritt zu einem höhern Staatswesen nicht die Rede sein. Zweitens muss jenes Staatswesen sehr allmählich entstanden sein; durch die Vereinigung mehrerer Familien zu Stämmen und der Stämme zu Nationen, und durch Erweiterung der Nationen durch Aufnahme von Nachbarn wurde die Zahl der an der Erörterung theilnehmenden Parteien nur

sehr langsam vermehrt. Drittens war die Zahl der „offenen“ Fragen, wie wir heute sagen, d. h. solcher Fragen, bei denen die öffentliche Meinung massgebend war und die eine Erörterung zuließen, im Anfang sehr klein. Der Gebrauch regierte ursprünglich alles, und der der freien Erörterung gelassene Raum erweiterte sich nur sehr langsam. Denn meiner Ansicht nach durfte dieser Raum sich nur langsam erweitern, da der Gebrauch in jenen frühen Zeiten der Kitt der Gesellschaft war, und wenn man denselben plötzlich in Zweifel gezogen hätte, würde man die Gesellschaft zerstört haben. Aber obgleich diese Bedingungen historisch nachgewiesen sind und ihre Berechtigung auf philosophischem Wege erklärt werden kann, so lösen sie doch die Frage nicht vollständig, weshalb einige Nationen dieses Staatswesen haben und andere nicht; im Gegentheil lassen sie einen grossen Theil der Erscheinung unerklärt.

II.

Auf diese Weise hat die Erörterung die alten Fesseln des Gebrauchs gesprengt, welche die Menschheit jetzt nicht ertragen könnte, so nützlich sie auch einst gewesen sein mögen. Aber das ist nur eine der vielen Gaben, welche diese Staatseinrichtungen der Menschheit verliehen haben und verleihen werden. Ich habe nicht die Absicht eine Lobrede auf die Freiheit zu schreiben, aber ich möchte drei

Punkte aufstellen, die noch nicht genügend beachtet worden sind.

Civilisirte Zeitalter erben die menschliche Natur, welche in barbarischen Zeitaltern die siegreiche war, und diese passt nach vielen Seiten hin ganz und gar nicht zu den civilisirten Zuständen. Eine hauptsächlich und vorzügliche Eigenschaft der menschlichen Gesellschaften in frühester Zeit ist die Thatkraft. Die den Menschen gestellten Aufgaben waren damals klar und einfach. Derjenige hat den grössten Erfolg, der die meisten Thiere tödtet, der die meisten Fische fängt, und später, der die grösste Heerde hat und den grössten Acker bestellt; und die Nation kommt am meisten zur Geltung, welche am schnellsten und die meisten ihrer Feinde tödtet. Alle Anlässe der frühen Gesellschaft suchen die unmittelbare Thätigkeit hervorzurufen, alle möglichen Strafen befallen denjenigen, der zaudert; die traditionelle Erfahrung jener Zeit wurde nie müde zu lehren, dass „Verzug gefährlich“ ist, und dass der träge Mensch in der Welt nicht gedeihen kann und sehr bald untergehen muss. Und infolge dessen ist die Unfähigkeit, ruhig zu sein, das reizbare Verlangen, unmittelbar thätig zu sein, einer der beträchtlichsten Mängel der Menschheit.

Pascal sagt einmal, dass das meiste Unglück im Leben davon herrühre, dass „der Mensch unfähig sei, still im Zimmer zu sitzen“, und obwol ich nicht so weit gehe, so ist es doch ausgemacht, dass wir eine bei weitem weisere Rasse geworden wären,

wenn wir leichter hätten stillsitzen können, wir hätten weit besser zu handeln verstanden, wenn es zum Handeln kommt. Das Aufblühen der Naturwissenschaft, dieser ersten Sammlung praktischer Weisheit, für welche alle Menschen ein Verständniss haben, liefert das beste Beispiel hierfür. Hätte es keine ruhigen Leute gegeben, die still gesessen hätten, um die Kegelschnitte zu berechnen, hätten nicht andere ruhige Leute die Infinitesimalrechnung und wieder andere die Wahrscheinlichkeitsrechnung ausgearbeitet, jene „leere Mondscheinträumerei“, wie sie von den praktischen Geistern wol genannt werden mag, hätten nicht endlich „müssige Sterngucker“ lange und sorgfältig die Bewegungen der Himmelskörper beobachtet, so hätte unsere moderne Astronomie nicht entstehen können, und ohne diese wären unsere Schiffe, unsere Colonien, unsere Seeleute und so viele andere Dinge, die zum modernen Leben gehören, unmöglich gewesen. Mehrere Zeitalter stillsitzender, ruhiger, denkender Menschen waren erforderlich, ehe dieses geräuschvolle Dasein beginnen konnte, und ohne jene blassen, vorbereitenden Forscher hätte es niemals entstehen können. Und neun Zehntel der modernen Wissenschaft hat denselben Ursprung; sie ist das Erzeugniss von Leuten, die von ihren Zeitgenossen Träumer genannt und ausgelacht wurden, weil sie sich um Dinge kümmerten, die sie nichts angingen, und die man für die unnützesten Menschen von der Welt hielt. Und man kann leicht den Schluss ziehen,

dass, wenn es mehr solcher Menschen gegeben hätte, wenn die Welt, statt sie auszulachen, sie ermuthigt hätte, dann schon in früherer Zeit bewährte Wissenschaft sich hätte ansammeln können. Aber die reizbare Geschäftigkeit, der Wunsch, irgendetwas zu thun, verhinderte es. Die meisten Menschen haben eine zu lebhafte, rastlose Natur ererbt, um stillsitzen und Dinge ausfindig machen zu können, und mit ihrem unnützen Getöse stören sie „die brütende Henne“ und lassen selbst diejenigen nicht in Ruhe, die so gern in Ruhe gelassen sein möchten, und aus deren ruhigem Denken viel Gutes hätte entstehen können.

Wenn man bedenkt, wie viel die Wissenschaft für die Menschheit geleistet hat und noch leistet, und wenn erwiesenermassen die Uebergeschäftigkeit schuld daran ist, dass die Wissenschaft so spät in die Welt kam und noch so beschränkt und kärglich ist, so muss es wohl jedem einleuchten, dass diese Uebergeschäftigkeit ein grosses Uebel ist. Aber das ist nur ein Theil und nicht der grösste Theil des Schadens, den die Uebergeschäftigkeit anrichtet. Wie ich schon gesagt habe, stammt sie aus Zeiten, in denen das Leben noch einfache Aufgaben stellte und rasches Handeln am besten zum Ziel führte. Wenn A den B tödtet, bevor B den A tödten kann, dann bleibt A leben und die menschliche Rasse wird eine Rasse von A's. Aber die Lebensaufgaben bleiben nicht so einfach. Um in der modernen Gesellschaft das Rechte zu thun,

bedarf es vieles vorausgegangenen Nachdenkens, vieler angeeigneter Kenntnisse und einer geschärften Einbildungskraft. Aber alle diese Bedingungen, ohne welche ein vernünftiges Handeln unmöglich ist, erfordern lange Zeit ruhigen, beschaulichen Lebens. Selbst die Kunst des gegenseitigen Tödtens, die in frühern Zeiten hauptsächlich die Menschen zum schnellen Handeln antrieb, verlangt jetzt eine grosse Bedächtigkeit. Ein heftiger General ist für unsere Zeit der schlechteste, den es geben kann; der beste ist von der Art eines Moltke, der so gelassen wie möglich ist; der in „sieben Sprachen schweigt“; der einen grössern Schatz angehäufter Kenntnisse über die beste Art, die Menschen zu tödten, besitzt, als irgendein Mensch je besessen hat. Dieser Mann spielt ein bedächtiges Schachspiel mit seinem Feind. Ich wünschte, die Kunst, den Menschen Wohlthaten zu spenden, hätte mit der Kunst, die die Zerstörung der Menschen bezweckt, Schritt gehalten; denn obwol der Krieg bedächtig geworden ist, die Menschenliebe ist hastig geblieben. Es ist eine traurige Betrachtung, dass die Frage, ob die Wohlthätigkeit mehr Nutzen oder mehr Schaden stiftet, durchaus unentschieden ist. Die Menschenliebe stiftet ohne Zweifel viel Gutes, aber daneben auch viel Uebles. Sie begünstigt so viele Laster und vermehrt so viele Leiden, sie lässt ganze Bevölkerungen entstehen, die nur für Elend und Laster bestimmt sind. Und das kommt einzig und allein daher, dass sich vortreffliche Menschen einbilden,

viel thun zu können durch rasches Handeln; dass sie glauben, die Welt am meisten zu beglücken, wenn sie ihre eigenen gefühlvollen Empfindungen befriedigen; dass sie immer „etwas thun“ wollen, sobald sich irgendein Uebel zeigt. Man möchte gern der Hoffnung Raum geben, dass bei alledem die Wohlthätigkeit mehr Gutes als Schlechtes stifte, aber wenn dem auch so ist, so bleibt doch noch immer eine schwere Last von Uebel, die uns ganz hätte erspart werden können, wenn nicht die Menschenfreunde sowol als alle andern von ihren barbarischen Vorältern die wilde Leidenschaft des schnellen Handelns ererbt hätten.

Selbst im Handel, dieser verbreitetsten Beschäftigung der Menschheit, bei der man mehr als bei andern höherstehenden Berufsarten Erfolg und Misserfolg feststellen kann, ist für den gewissenhaften Beobachter dieser nämliche Hang zu übermässiger Geschäftigkeit bemerklich. Eine sehr verbreitete Thorheit ist die Unfähigkeit der Menschen, ihre Unternehmungen mit ihrem Vermögen in Einklang zu bringen und nur so viel aufs Spiel zu setzen, als ihnen ihr Kapital gestattet. Bis zu einem gewissen Grade ist natürlich auch der Wunsch, reich zu werden, dabei betheiligt, aber zum grössten Theil entsteht diese Schwäche doch aus dem blossen Hang zur Geschäftigkeit. In solchen Leuten herrscht ein grösserer Thatendrang, als sie bei ihren Mitteln zu befriedigen vermögen. Unternehmungen mit ihrem eigenen Kapital würden nur vier Stunden

des Tages in Anspruch nehmen; sie möchten aber beschäftigt und fleissig sein während acht Stunden, und so richten sie sich zu Grunde. Hätten sie nur die andern vier Stunden müssig sitzen können, dann wären sie reiche Leute geworden. Die Vergnügungen der Menschheit, wenigstens in England, lehren dasselbe. Schiessen, Jagen, Reisen, Klettern, alles hat bei uns den Charakter mühevoller Anstrengung angenommen. Es ist eine verbreitete Redensart, dass „der Engländer seinen Festtag durch eine ermüdende Reise feiert“, und das ist nur eine Umschreibung für die Thatsache, dass die ausserordentliche Kraft und Thätigkeit, denen die Engländer ihre Stellung in der Welt verdanken, in vielen Fällen auf Menschen vererbt worden sind, die im modernen Leben nichts damit anzufangen wissen.

Selbst die abstracten Betrachtungen der Menschheit tragen augenfällige Spuren dieses übermässigen Antriebes. Jede Art von Philosophie ist in ein System gebracht worden, aber da diese einander durchaus widersprechen, müssen offenbar die meisten von ihnen falsch sein. Zahllose unbewiesene abstracte Principien sind von sanguinischen Leuten hastig gesammelt und in Büchern und Theorien sorgfältig in die Länge gezogen worden, um mit ihnen die ganze Welt zu erklären. Aber die Welt kümmerte sich nicht um diese Abstractionen, und das ist kein Wunder, da diese sich untereinander widersprechen. Das fertig Abgeschlossene dieser

Systeme zieht die Jugend an und macht auf die Unerfahrenen Eindruck, aber ausgebildete Menschen lassen sich nicht davon blenden. Sie sind immer bereit, Andeutungen und Vermuthungen günstig aufzunehmen, und die kleinste Wahrheit ist ihnen willkommen. Aber ein grosses Buch voll deductiver Philosophie fordert den Argwohn heraus. Ohne Zweifel können die Deductionen ja richtig sein, und bei den meisten Schriftstellern sind sie es auch, aber woher sind die Prämissen gekommen? Wer ist sicher, dass sie die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit von dem betreffenden Gegenstand aussagen? Wer ist nicht fest im voraus überzeugt, dass sie eine wunderbare Mischung von Irrthum und Wahrheit enthalten und daher nicht der Mühe verlohnen, über ihre Consequenzen nachzudenken. Mit einem Wort, die überschüssige Energie der Menschheit ist in die Philosophie übergeströmt und hat Dinge zu dicken Systemen ausgearbeitet, die bescheidene Entwürfe hätten bleiben sollen.

Und wenn die alten philosophischen Systeme als solche nicht haltbar sind, so ist ebenso wenig dem jetzigen Abfall von ihnen vollständig zu trauen. Auch in diesem zeigt sich dieselbe Erbsünde. Wenn irgendwo, so wird in Revolutionen eine übermässige Energie angewandt. Die Leidenschaft der That ist ebenso bereit, niederzureissen als aufzubauen; für ersteres ist sie vielleicht noch mehr, weil die Aufgabe leichter ist.

Das Alte ist nicht immer wahr,
Das Neue auch nicht immer klar;
Drum, Brüder, denkt noch einmal nach
Und haltet Altes fest gemacht!

Aber das ist es gerade, was der menschliche Geist nicht thun will; er will schnell handeln, er will nicht „noch einmal nachdenken“.

Aber, wird man einwenden, was hat eine auf freier Erörterung beruhende Regierung mit diesen Dingen zu thun? Werden sie durch dieselbe gehemmt oder eingeschränkt? Beides kann sie auf die einfachste Weise thun. Wenn man eine augenblickliche und plötzliche Handlung aufzuhalten wünscht, so hat man nur die Bedingung zu stellen, dass die Handlung nicht eher begonnen werden soll, als bis eine ansehnliche Zahl von Personen darüber gesprochen und sich geeinigt haben. Wenn jene Personen Leute von verschiedenem Temperament, von verschiedenen Ansichten und verschiedener Erziehung sind, so hat man eine fast untrügliche Sicherheit, dass nichts oder fast nichts mit zu grosser Schnelligkeit gethan werden wird. Jede Partei wird ihren Wortführer haben, jeder Wortführer seinen charakteristischen Einwurf und seinen charakteristischen Gegenvorschlag, und so wird schliesslich nichts gethan werden, höchstens ein kleiner Theil des Dringendnothwendigen. In vielen Fällen mag dieser Verzug gefährlich sein; in vielen wäre schnelles Handeln vorzuziehen. Ein Feldzug kann nicht, wie Macaulay richtig sagt, von einer

„berathenden Gesellschaft“ geleitet werden, und viele andere Arten des Handelns erfordern ebenfalls einen einzigen, absoluten General. Aber für unsern gegenwärtigen Zweck, an die Stelle des hastigen Handelns sorgfältige Erwägung treten zu lassen, gibt es kein besseres Mittel, als eine erörternde Regierung.

Die Gegner dieses Systems, die Menschen, die gern schnell handeln möchten, wissen das sehr gut. Sie behaupten fortwährend, dass die Gegenwart ein „Zeitalter der Comités“ sei, dass die Comités nichts zu Stande brächten und dass alles in Reden verdampfe. Ihr grosser Feind ist die parlamentarische Regierung. Sie nennen sie mit Carlyle die „nationale Plapperschule“; sie zählen die Stunden zusammen, die sie in Anspruch nimmt, und die Reden, die in ihr gehalten werden, und wünschen sich eine Zeit herbei, in der England wieder wie unter Cromwell regiert würde, das heisst von einem feurigen, absoluten Mann, der das so schnell wie möglich ausführt, was andere eifrige Männer ausgeführt zu sehen wünschen. Dergleichen Schmähungen hören nie auf und kommen von verschiedenen Seiten. Sie kommen von Philosophen, deren jeder ein neues System erproben möchte; sie kommen von Philanthropen, die irgendein Uebel mildern, von Aufrührern, die irgendeine alte Institution zerstören wollen, von Utopisten, die ihre neue Aera schnell in Gang bringen möchten. Und sie alle sind eine deutliche Bestätigung dafür, dass eine Erörterungs-

regierung das grösste Hinderniss für jenen Erbfehler der Menschennatur ist, für jenes Verlangen, schnell zu handeln, das in einem einfachern Zeitalter vortrefflich war, das aber in einer spätern verwickeltern Zeit so viel Unheil herbeiführt.

Dieselbe Anklage gegen unser Zeitalter tritt noch in einer allgemeineren Form auf. Man behauptet, dass unsere Energie im Abnehmen sei; dass der gewöhnliche Mittelschlag der Menschen nicht mehr die schnelle Entschliessung besässe wie zur Zeit, da die Welt jünger war; dass nicht allein Comités und Parlamente nicht mit schneller Entschlossenheit handelten, sondern dass auch der Einzelne nicht mehr so handle. Und ich hoffe, dass dies der Fall ist, denn nach meiner Anschauungsart beweist dies, dass der erbliche barbarische Antrieb im Abnehmen und Aussterben ist. Ich bin so weit entfernt davon, diese uns zugeschriebene Eigenschaft für einen Fehler zu halten, dass ich wünschte, jene wären weit mehr im Recht, als ich zu hoffen wage. Dennoch ist es sicher, dass das schnelle, heftige Handeln etwas im Abnehmen ist, wenn auch nur in einem kleinen Bruchtheil von dem, was es sein sollte. Und ich glaube, dass dieser Fortschritt zum grössten Theil, in England wenigstens, der Regierung der Erörterung zu danken ist, die eine allgemeine, verständige Auffassung, eine weitverbreitete Neigung, Beschlüsse zu erwägen, die Ueberzeugung, dass vielerlei über jedes Ding gesagt werden kann, verbreitet hat. Das ist die wahre

Ursache dafür, dass unsere Thatkraft so viel geringer scheint als die unserer Väter. Wenn wir ein bestimmtes Ziel vor Augen haben, das wir erreichen wollen, und wenn wir der Mittel hierzu gewiss sind, dann verstehen wir gut genug zu handeln. Die Feldzüge unserer Heere werden mit so viel Energie ausgeführt als irgendwelche aus früherer Zeit; die Speculationen unserer Kaufleute zeugen von grösserer Schnelligkeit, grösserer Kühnheit und grösserer Kraft als irgend frühere. In alter Zeit beherrschten wenige Vorstellungen die Menschen und Gemeinden, das ist aber glücklicherweise nicht länger mehr möglich. Wir sahen, wie unvollkommen diese alten Vorstellungen waren, wie fast nur nach Zufall eine Nation von dieser oder jener beherrscht wurde, wie häufig eine Partei die andere verfolgt um Meinungen über Dinge, die sie, wie wir jetzt wissen, alle beide nicht verstanden. Es wäre vielleicht gut, wenn es mehr klare Beweisführungen gäbe, aber solange es keine dergleichen gibt und solange derselbe Beweis, der den einen vollständig überzeugt, dem andern unbedeutend und ungenügend erscheint, wollen wir die unerschütterliche Stellung der unvermeidlichen Ungewissheit anerkennen. Wir wollen weder Fanatiker ohne Ueberzeugung sein, noch Verfolger ohne Glauben. Wir sind auf dem Wege, das einzusehen, und man verspottet uns deswegen. Aber unsere Zweifel sind von grossem Vortheil und wir verdanken sie dem fortwährenden Einfluss der Forschung und Erörte-

rung, und ein grosser Theil dieser Erörterung schreibt sich von der langen Dauer einer Regierungsform her, die unausgesetzt geschriebene und gesprochene Debatten hervorruft.

Das ist einer der nicht genügend anerkannten Vortheile einer freien Staatsform, eins der Mittel, durch welche den übermässigen, ererbten Antrieben entgegengewirkt wird. Es gibt auch noch ein anderes, das in derselben Richtung wirkt, welches ich aber nur zart andeuten kann und welches auf den ersten Blick lächerlich erscheinen könnte. Diejenigen Rassen bringen es unter sonst gleichen Umständen am weitesten, welche sich am schnellsten vermehren. In den Kämpfen der Menschheit hat die Ueberzahl stets einen grossen Vorsprung. Infolge dessen hat sich die menschliche Natur zu einer verhältnissmässig friedlichen Civilisation entwickelt, in welcher die Begierde das wirkliche Bedürfniss bei weitem übersteigt, in welcher das „gefühlte Bedürfniss“, wie Nationalökonomien sagen würden, grösser ist als das „thatsächliche Bedürfniss“. Ein Gang durch London ist hinreichend, dies festzustellen. „Die Sittenverderbniss grosser Städte“ ist eins der daraus entspringenden Uebel. Und wer vermag zu berechnen, wie viel in jenen Worten liegt? Wie viele verlorene Leben, wie viele gebrochene Herzen, wie viele verwüstete Körper, wie viele zerrüttete Geister, wie viel Elend unter der Maske der Heiterkeit, wie viel innerlich elende Lustigkeit sie andeuten? Und in moralischer

Hinsicht, wie viele Geister werden von unaufhörlicher Angst gequält, wie viele tiefe Gedanken, die im Stande gewesen wären, der Menschheit etwas zu leisten, werden zu gemeinen Sorgen erniedrigt, wie viel muss jede Generation der folgenden opfern, wie wenig vermag sie aus sich selbst zu machen im Vergleich zu dem, was sie hätte leisten können! Und wie viele Länder hat es gegeben, wo, gleichwie heutzutage in Irland, die Menschen hätten zufrieden und glücklich sein können, wenn ihrer nur weniger gewesen wären; und wie viel mehr solcher Länder würde es noch geben, wenn nicht die Ueberzahl durch Kindesmord und Elend in etwas beschränkt worden wäre. Wie schmerzlich ist die Schlussfolgerung, dass es noch bezweifelt werden muss, ob alle die Maschinen und Erfindungen der Menschheit „die Tageslast eines menschlichen Wesens erleichtert habe“. Sie haben einer grössern Zahl von Menschen die Existenz möglich gemacht, aber diese Menschen arbeiten ebenso hart und sind ebenso elend als die geringere Zahl früher war.

Aber man kann von dieser Leidenschaft dasselbe sagen, was wir von dem Thätigkeitstriebe gesagt haben. Zugegeben, dass sie im Uebermass vorhanden sei, wie kann man behaupten, dass eine Regierung der Erörterung sie in irgendeiner Weise heilen oder verringern könne? Heilen kann sie dieselbe sicher nicht, aber verringern kann sie sie meiner Meinung nach wohl und thut es auch. Damit man nicht glaube, dass ich die Voraussetzungen erfinde,

um einen so seltsamen Schluss daraus zu ziehen, will ich eine Stelle von Herrn Spencer anführen, demjenigen Forscher, welcher am meisten zur Aufklärung dieses Gegenstandes beigetragen hat.

„Jener zukünftige Fortschritt der Civilisation, den der unaufhörliche Andrang der Bevölkerung erzeugen muss, wird einen grössern Aufwand zur Erhaltung des Einzelwesens erfordern, sowol in Bezug auf seinen Bau als auf seine Thätigkeit, und zwar ganz besonders am Nervensystem. Der friedliche Kampf ums Dasein in den immer mehr zunehmenden und immer verwickeltern Gesellschaften muss von einer Zunahme der grossen Nervencentren in Bezug auf Masse, Zusammensetzung und Thätigkeit begleitet sein. Die grössere Summe nothwendiger Erregung zur Erhaltung der Energie von Männern, welche unter dem immer stärker werdenden Wettstreit des socialen Lebens ihre Plätze zu behaupten und ihre Familien aufzuziehen haben, geht unter sonst gleichen Umständen einher mit einer grössern Entwicklung der Gehirnmasse. Diese höhern Empfindungen, welche in einer bessern Gesellschaft allein den Einzelnen in den Stand setzen, eine ausdauerndsfähige Nachkommenschaft zu hinterlassen, gehen unter sonst gleichen Umständen einher mit einer grössern Complicirtheit des Gehirns, und dasselbe gilt von den in Bezug auf Zahl, Verschiedenheit, Allgemeinheit und Abstraction mannichfaltigern Ideen, welche gleichfalls in demselben Masse nothwendiger werden zur Erhaltung des

Lebens, als die Gesellschaft sich entwickelt. Und mit dieser grössern Menge von Gefühlen und Gedanken in einem dergestalt vergrösserten und verwickelter gebauten Gehirn nimmt auch unter sonst gleichen Umständen die Abnutzung des Nervengewebes und der Verbrauch von Stoff zur Wiederherstellung desselben zu. So wird also das Nervensystem sowol in seiner ersten Anlage als auch in seiner spätern Arbeitsleistung ein grösserer und gewichtigerer Bruchtheil des ganzen Organismus. Bereits ist das Gehirn des civilisirten Menschen um nahezu dreissig Procent schwerer als das Gehirn des Wilden. Bereits zeigt es eine grössere Mannichfaltigkeit in seinem Bau, besonders in der grössern Entwicklung seiner Windungen. Und ähnliche Veränderungen wie diese unter der Einwirkung der Civilisation entstandenen werden nach unserer Annahme noch Platz greifen. Aber überall und jederzeit sind Vervollkommnung und Fortpflanzungsfähigkeit einander entgegengesetzt. Sei es, dass die Organe, welche der Selbsterhaltung dienen, mehr zunehmen, oder sei es infolge ihres verwickeltern Baues und ihrer höhern Thätigkeit, der dazu nothwendige Verbrauch von Stoffen hat zur Folge einen geringern Vorrath derselben für Erhaltung der Rasse. Und wir hatten Gründe anzunehmen, dass dieser Gegensatz zwischen Erhaltung des Individuums und Fortpflanzung ganz besonders beim Nervensystem sich bemerklich macht wegen des bedeutenden Stoffverbrauchs von seiten des Nervengewebes und der

Nerventhätigkeit. Im §. 346 haben wir den offenkundigen Zusammenhang zwischen hoher geistiger Entwicklung und späterer Entwicklung der Geschlechtsreife nachgewiesen, und in §. 366 wurde klar bewiesen, dass Fälle aussergewöhnlicher Fruchtbarkeit mit Trägheit des Geistes verbunden sind, und dass da, wo während der Erziehung ein übermässiger Aufwand von Geistesthätigkeit erfordert wurde, häufig vollständige oder theilweise Unfruchtbarkeit folgt. Daraus folgt, dass die fernere Entwicklung, welcher die Menschheit entgegenseht, wahrscheinlich eine Abnahme ihrer Fortpflanzungsfähigkeit zur Folge haben wird.“

Das will sagen, dass Menschen, die ein geistiges Leben führen oder im Stande sind, eines zu führen, muthmasslich nicht so viel Kinder haben werden, als sie im andern Falle gehabt hätten. Im einzelnen Fall mag das nicht immer zutreffen, solche Menschen mögen sogar viele Kinder haben; dann sind es eben Menschen, die nach allen Seiten hin mit ungewöhnlicher Kraft und Stärke ausgestattet sind. Aber das Maximum ihrer Nachkommenschaft werden sie nicht erreichen, sie werden nicht so viel Kinder haben, als sie gehabt hätten, wenn sie sorglose oder gedankenlose Menschen gewesen wären; und so wird im Durchschnitt die Nachkommenschaft intellectuel- ler Menschen weniger zahlreich sein als die nicht-intellektueller.

Nehmen wir nun an, dass diese philosophische Doctrin wahr sei, und die besten Denker glauben

an sie, dann liegt die Anwendung auf unsern Fall auf der Hand. Nichts erhöht die Intelligenz so sehr als intellectuelle Erörterung, und nichts erhöht die intellectuelle Erörterung so sehr als eine erörternde Regierungsform. Die immerwährende Atmosphäre intellectuellder Untersuchung wirkt ausserordentlich auf die Constitution sowol der Männer als der Frauen, wie jedermann in einer grossen Stadt gleich London leicht sehen kann. In jedem Einzelnen unserer Rasse ist nur eine bestimmte Menge von Kraft vorhanden; wendet sie sich nach einer Richtung, so kann sie in einer andern nicht wirken. Eine intellectuelle Atmosphäre richtet die Kraft auf intellectuelle Stoffe, welche in der frühern Gesellschaft auf die Vermehrung der Volkszahl gerichtet war, und da ein auf Erörterungen beruhendes Staatswesen vor allen Dingen eine intellectuelle Atmosphäre zu erzeugen strebt, so sehen wir die beiden Dinge, welche so weit voneinander entfernt zu sein scheinen, in eine nahe Beziehung zueinander gebracht, das heisst eine freie Regierung hilft auch in diesem Falle die ererbte überschüssige Kraft dämpfen.

Schliesslich verringert eine solche Regierung aber nicht nur ererbte Fehler, sondern verstärkt auch wenigstens in einem Falle eine erbliche Tüchtigkeit. Sie trägt bei zur Vermehrung und zum Wachsthum einer Fähigkeit oder Summe von Fähigkeiten, welche ganz besonders im praktischen Leben nützlich sind. Diese Fähigkeit, welche genau zu bezeichnen sehr

schwer ist und einen ganzen Abschnitt für sich erfordern würde, möchte ich nennen „Lebhaftigkeit gepaart mit Mässigung“.

Wenn jemand angeben sollte, wodurch sich die Schriften eines Mannes von Genie, der zugleich ein grosser Weltmann ist, von allen andern Schriften unterscheiden, so würde er, glaube ich, dieselben Worte gebrauchen: „Lebhaftigkeit und Mässigung zugleich.“ Er würde sagen, dass diese Schriften niemals schleppend, aber auch niemals übertrieben und ungezügelt, dass sie stets voll gesunden Urtheils seien, dass sie so viel Geist enthalten, um den leidenschaftlichsten Schriftsteller auszustatten, und dass doch jede Linie gesunden Geist verrathe. Das beste und fast vollkommene Beispiel hierfür in England bietet Scott. Homer war vollkommen darin, soweit wir es beurtheilen können; Shakespeare ist es oft in langen Partien, während er in andern infolge einer schlechten Erziehung und eines lasterhaften Zeitalters sich plötzlich in Ausschweifungen verliert. Und in der That haben Homer, Shakespeare in seinen besten Stellen und Scott, der in anderer Beziehung jenen so unähnlich ist, diese bemerkenswerthe Eigenschaft miteinander gemein — diese Vereinigung von Lebhaftigkeit mit Mässigung, von Geist mit Verständigkeit.

Es ist die nämliche Eigenschaft (wenigstens schreibe ich sie ihnen zu), durch welche die Engländer im thätigen Leben alle andern Nationen übertreffen. Man kann sehr viel gegen uns sagen,

und da wir bei den meisten andern Völkern nicht beliebt sind, und da wir selbst stets über uns murren, so fehlt es nicht an Leuten, es auszusprechen. Aber alles in allem hat England in einem gewissen Sinne in der Welt Erfolg gehabt; seine Laufbahn ist nicht frei von Fehlern gewesen, doch war sie im ganzen eine schöne und erfolgreiche. Und dies ist dem Besitz jener besondern Eigenschaft zuzuschreiben. Was verschafft einem Kaufmann Erfolg? Dass er hinreichende Energie besitzt und doch nicht zu weit geht. Und wenn jemand einen grossen englischen Praktiker schildern wollte, würde er sicherlich etwa Folgendes sagen: O, er geht frisch drauf los, aber er weiss zur rechten Zeit halt zu machen. Er mag alle andern Fehler haben, er mag roh, ungebildet, ungeschickt im Reden sein, diese grosse Vereinigung von Sporn und Zügel, von Energie und Mässigung kann man ihm nicht absprechen. Sicherlich wird er kaum im Stande sein, zu erklären, warum er hier still hielt und dort vorwärts ging; und doch hält er wie durch eine Art Instinct genau an der richtigen Stelle still, wenn er auch in noch so schneller Bewegung war.

Kein besseres Beispiel dieser Eigenschaft unter englischen Staatsmännern gibt es als Lord Palmerston. Gewiss kann man ihm viele schwere Vorwürfe machen, die Huldigung, welche man ihm in den letzten Jahren seines Lebens darbrachte, ist dahin; der Zauber ist gebrochen und kann nicht wieder belebt werden. Wohl glauben wir, dass

seine Kenntnisse gering, dass seine Einbildungskraft beschränkt, dass seine Ziele kurz gesteckt und fehlerhaft waren. Aber so viel wir auch gegen seine Zwecke einzuwenden haben, mit seinen Mitteln müssen wir meistens einverstanden sein. „Er ging“, hat man von ihm gesagt, „mit vollen Segeln“, aber er überstürzte sich nie; er wusste immer halt zu machen, ehe es Gefahr hatte.

Es ist klar, dass diese Eigenschaft mehr als irgendeine andere dazu beiträgt, den Erfolg im praktischen Leben zu sichern. Sie befähigt die Menschen, das Richtige zu sehen; sie verleiht ihnen gerade so viel Verstand, als für ausreichende Wahrnehmungen nöthig ist; und doch lässt sie sie nicht zu blossen Verstandesmenschen, sie lässt sie nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt“ werden; sie macht sie tüchtig, das Gute nicht nur zu sehen, sondern auch auszuführen. Und es ist klar, dass eine Regierung mit volksthümlicher Erörterung dazu beiträgt, diese Eigenschaft zu erzeugen. Ein mit starken Eigenthümlichkeiten begabter Geist, der leicht zu extremen Meinungen hinneigt, wird nach kurzer Zeit aus dem politischen Leben ausgestossen, und ein abstracter Denker, ein unpraktischer Gelehrter kann nicht einmal einen Tag darin verbleiben. Eine kräftige Mässigkeit des Geistes und Körpers ist die Richtschnur eines auf Erörterung beruhenden Staatswesens; und im ganzen ist auch im praktischen Leben und in der jetzigen Zeit diese Geistesrichtung die angemessenste.

Diese drei grossen Wohlthaten einer freien Regierung sind jedoch von geringerer Bedeutung als der anhaltende Nutzen, den sie von ihrem Beginn an gestiftet hatte. Der erste grosse Nutzen war die Befreiung der Menschheit von dem veralteten Joch tyrannischer Gebräuche durch die allmähliche Entwicklung selbständiger Forschung und Prüfung. Und sie fährt fort, diesen Einfluss auf Personen und Dinge auszuüben, zu denen sie scheinbar in gar keiner Beziehung steht. So behauptet Herr Mundello, einer der erfahrensten und competentesten Richter, dass der englische Handwerker, obgleich weniger nüchtern, weniger unterrichtet und weniger erzogen als Handwerker mancher anderer Länder, dennoch erfindungsreicher als irgendein anderer Handwerker ist. Er vermag seinem Arbeitgeber mehr gute Vorschläge zu machen als irgendein anderer.

Auch auf einem andern Gebiete können wir, angesichts der Stellung, die Locke und Newton in der Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts und die Darwin in der heutigen einnehmen, den Schluss ziehen, dass die englischen Denker eine Eigenschaft besitzen, durch welche sie ebenso viele, wenn nicht mehr originale Schöpfungen ersten Ranges hervorbringen als andere Nationen, die eine grössere wissenschaftliche Cultur und ein allgemeiner verbreitetes wissenschaftliches Interesse besitzen. In beiden Fällen glaube ich die Ursache für diese englische Eigenthümlichkeit in der Erörterungen zu-

lassenden Regierungsform zu finden; sie verbreitet und belebt das Denken in allen Gesellschaftsklassen; sie lehrt die Leute, dass das Denken nicht vom Uebel ist; und da dieser Einfluss in England schon lange wirkt, hat er die Menschen der verschiedenen Klassen dazu befähigt, ihrer eigenen geistigen Energie Folge zu leisten, während eine despotische Regierungsform ihr bestimmte Grenzen setzt. Und so selten tritt eine grosse Originalität in der Menschheit auf und so reiche Früchte trägt sie, dass diese Wohlthat einer freien Regierung wahrscheinlich allein schon die Uebel aufwägt, welche sie in vielen Fällen begleiten mögen. Und sie allein rechtfertigt schon den Ausspruch Montesquieu's: „Wie hoch auch der Preis für diese glorreiche Freiheit sei, wir müssen ihn dem Himmel zahlen, ohne zu murren.“

SECHSTES BUCH.

Fortschritte, welche, vom socialpolitischen Standpunkt betrachtet, beweisbar sind.

Schwere Krankheit, von der ich nur langsam genes, unterbrach die ursprüngliche Veröffentlichung dieser Reihe von Abhandlungen. Nun ich sie gesammelt herausgebe, erscheint es mir wünschenswerth einen Schlusssatz hinzuzufügen, der noch einmal in aller Kürze den Hauptideengang dieser Abhandlungen klar machen soll.

In einem der vorigen Aufsätze versuchte ich zu zeigen, dass geringere Ursachen, als man gewöhnlich denkt, eine Nation aus dem Stillstand zum Fortschritt der Civilisation oder aus dem Stillstand zur Entartung überführen können. Gewöhnlich wird die Wirkung der Ursachen in einer falschen Richtung gesucht. Man nimmt an, dass sie auf jedes einzelne Glied der Nation einwirken, und möchte dann behaupten, dass es nur diese directe Einwirkung auf jeden Einzelnen ist, welche eine genaue Betrachtung erheischt. Aber ausser dieser Wirkung des ersten Antriebes gibt es eine zweite,

die sehr beachtenswerth und oft weit mächtiger ist — die Erschaffung eines neuen Charaktersvorbildes in der Nation; ähnliche Charaktere werden zur stärkern Ausbildung ermuthigt und vermehren sich; die entgegengesetzten werden verfolgt und vermindern sich. Nach einer oder zwei Generationen ist das Wesen der Nation ein anderes geworden; die hervorstechenden, charakteristischen Menschen haben sich verändert, die nachahmenden Menschen sind dem veränderten Vorbild gefolgt, und das Resultat der Nachahmung ist das einer gesammten Umwandlung. Eine träge Nation kann in eine arbeitssame verwandelt werden, eine reiche in eine arme, eine religiöse in eine weltliche wie durch einen Zauber, wenn nur eine einzelne Ursache, einerlei wie geringfügig an sich, oder eine Verkettung von Ursachen stark genug ist, um einen Wechsel in den begünstigten und verabscheuten Charaktertypen zu Stande zu bringen.

Dieser Grundsatz wird uns, einmal angenommen, die Lösung der Frage erleichtern, warum so wenige Nationen in der Cultur fortgeschritten sind, obgleich der Fortschritt uns so natürlich erscheint, — und welche Ursache oder Reihe von Ursachen bei der grossen Mehrzahl den Fortschritt verhindert hat. Indessen tritt uns hier noch eine schwierige Vorfrage entgegen: Was ist Fortschritt und was ist Verfall? Gibt es doch selbst in der thierischen Welt kein allgemein gültiges, von den Physiologen anerkanntes Gesetz, welches festsetzt, welche Thiere

höher und niedriger stehen als andere; das ist eine offene Frage, über die sich streiten lässt. Um so mehr ist anzunehmen, dass es in den weit verwickeltern Verhältnissen, in denen die Menschen sich zu staatlichen Gesellschaften vereinigen, schwer sein mag, einen anerkannten Prüfstein zu finden, um zu bestimmen, welche Nation eine andere überragt und welches Zeitalter bei einer Nation eine Zeit des Fortschritts oder eine Zeit des Verfalls genannt werden muss. Erzbischof Manning würde einen Massstab für Fortschritt und Verfall anlegen, und Professor Huxley einen andern, der in den wichtigsten Punkten das gerade Gegentheil wäre; was der eine als einen Fortschritt hinstellen würde, möchte der andere Rückschritt nennen. Jeder hat eine klare Vorstellung von einem Endziel, das er herbeiwünscht, und einem Verderben, das er befürchtet, aber der Wunsch des einen dürfte sehr nahe bei der Befürchtung des andern liegen; dicke Bände würden alle die streitigen Punkte zwischen ihnen nicht fassen können. Ebenso in der Kunst; wer soll da entscheiden, was Fortschritt und was Verfall ist?

Ich fürchte daher, dass ich, wie Sir William Hamilton zu sagen pflegte, „eine Aufgabe, die ich nicht lösen kann, zerstückeln muss“. Ich muss es von mir weisen, über streitige Punkte in der Kunst, in der Moral oder in der Religion zu Gericht zu sitzen. Aber ohne dies zu thun, glaube ich doch von einem „beweisbaren Fortschritt“ sprechen zu

dürfen, welchen unter hundert Menschen stets neun- undneunzig als solchen anerkennen, und dessen wenige Gegner untereinander so uneinig sind und so entgegengesetzte Ansichten haben, dass sie ohne weiteres ausser Acht gelassen werden können.

Betrachten wir beispielsweise, inwiefern englische Colonisten einem Stamm eingeborener Australier, die um ihr Dorf umherschweifen, überlegen sind. In einem und zwar dem Hauptpunkt ist es unbestreitbar. Sie können die Australier im Kampf überwinden, so oft sie wollen, sie können ihnen abnehmen, was sie wollen, und so viele von ihnen tödten, als ihnen gut dünkt. Es ist eine Regel, dass in allen Grenzgebieten der eingeborene Ureinwohner von der Gnade des eindringenden Europäers abhängig ist. Doch das ist nicht alles. Unbestreitbar besitzt ein englisches Dorf mehr Genussmittel, eine grössere Anhäufung von Geräthschaften zur Erhöhung der Annehmlichkeiten des Lebens als ein Stamm australischer Wilden. Die Engländer haben alle Arten von Büchern, Werkzeugen und Maschinen, die von jenen nicht nur nicht angewendet, sondern nicht einmal geschätzt oder verstanden werden. Und dazu kommt nun noch, abgesehen von besondern Erfindungen, die allgemeine (sittliche und geistige) Kraft, durch welche sie befähigt sind, Tausende von Schwierigkeiten zu überwinden, die eine unversiegbare Quelle des Wohlstandes ist, weil ihr Besitz das Bewusstsein gibt, dass man sie bei jeder Gelegenheit anwenden kann.

Lassen wir also die höhern, aber streitigen Punkte der Sitte und Religion ausser Augen, so werden wir finden, dass die einfachern und anerkannten Vorzüge der Engländer folgende sind. Erstens besitzen sie eine grössere Herrschaft über die Mächte der Natur im ganzen. Denn wenn sie auch einzelnen Australiern in gewissen kleinen Kunstgriffen nachstehen mögen, wenn sie auch den Bumerang nicht so gewandt schleudern oder ein Feuer nicht so gut mit zwei Hölzern anmachen können, so vermögen doch zwanzig Engländer mit ihren Geräthen und ihrer Geschicklichkeit unvergleichlich viel grössere Veränderungen in der materiellen Welt hervorzubringen als zwanzig Australier mit den ihrigen. Zweitens ist auch diese Macht keine bloss äusserliche; es ist eine innere. Die Engländer besitzen nicht nur bessere Maschinen, um die Natur dienstbar zu machen, sie sind selbst bessere Maschinen. Schon vor Jahren lehrte uns Mr. Babbage, dass der Nutzen des Maschinenwesens nicht so sehr in der Vermehrung der Kraft des Menschen als in der bessern Regulirung und Verwerthung seiner Thätigkeiten besteht; dies kann aber in tausendfacher Weise nur der civilisirte Mensch, er thut es und ist stets bereit, es zu thun, weit besser und versorglicher als der wilde, culturlose Mensch. Drittens übt der civilisirte Mensch nicht nur eine grössere Herrschaft über die Natur aus, sondern er weiss auch besser, wie er von dieser Herrschaft Gebrauch zu machen hat; ich meine hiermit die

richtige Anwendung für Gesundheit und Annehmlichkeit des Körpers und Geistes. Er kann sammeln und sparen für sein Alter, was der Wilde, der keine dauernden Unterhaltungsmittel hat, nicht kann; er spart gern, weil er deutlich die Zukunft voraussieht, was der Wilde mit seinem unsteten Sinn nicht vermag; er wünscht hauptsächlich mässige, aber anhaltende Freuden, während der Barbar nur wilde, aufregende Genüsse liebt und betäubende Völlerei begehrt. Grösstentheils, wenn nicht gänzlich, können diese drei Arten der Ueberlegenheit in jenem Ausspruch des Herrn Spencer zusammengefasst werden, dass Fortschritt eine Erhöhung der Anpassung des Menschen an seine Umgebung ist, das ist die möglichste Anbequemung seiner innern Fähigkeiten und Wünsche an sein äusseres Los und seine jeweiligen Lebensbedingungen. Etwas davon ist in dem alten heidnischen Sprichwort *mens sana in corpore sano* ausgedrückt. Und ich glaube, dass diese Art des Fortschritts ganz gut besonders untersucht werden kann, als ein Fortschreiten im Guten, das jeder, dessen Meinung überhaupt beachtenswerth ist, als solches anerkennen wird. Ohne Zweifel wird es immer Leute geben, die jenem bejahrten Wilden gleichen, der in hohem Alter zu seinem Stamm zurückkehrte und sagte, „er habe es nun vierzig Jahre mit der Civilisation versucht, es sei doch nicht der Mühe werth“. Aber die verirrten Gedankenrichtungen unfähiger Köpfe und unterlegener Rassen brauchen

wir nicht in Erwägung zu ziehen. Im ganzen ist die einfache Cultur, die sittliche Erziehung, der gewöhnliche elementare Unterricht eine allgemein anerkannte offenbare Wohlthat. Und wenn sich auch Zweifel über die Grenzen des Begriffs erheben lassen, so gibt es doch gewiss eine breite Mittelstrasse eines „beweisbaren Fortschritts“, die nicht nur von Forschern und Enthusiasten geschätzt, sondern von allen, die sie einmal betreten, benutzt und gewürdigt wird.

Ohne eine derartige Begriffserklärung würde die grosse Frage nach den Ursachen des Fortschritts gewiss noch lange ungelöst bleiben. Die ganze Geschichte der Philosophie lehrt uns, dass wir schwierige Aufgaben nie lösen werden, wenn wir uns nicht vorher an der Lösung der leichten und einfachen Probleme genügen lassen. Es ist eine Grundregel wissenschaftlicher Bescheidenheit, die so oft von den grössten Gelehrten betont wird, dass in der Forschung, wie im Leben, „die sich selbst erhöhen, erniedrigt werden, und die sich selbst erniedrigen, erhöht werden“; und so kleinlich wir scheinen mögen, wenn wir nur nach den Gesetzen des einfachen materiellen Lebensunterhalts und zeitlichen Wohlbefindens forschen, so müssen wir diese geringen Dinge durchdrungen haben, ehe wir uns an die schwierigen Erörterungen der edlern Künste, der Moral und Religion heranwagen dürfen.

Trotz dieser Einschränkung ist die Schwierigkeit der Aufgabe noch ausserordentlich gross. Ganz

handgreifliche Erscheinungen erweisen sich oft als das gerade Gegentheil von dem, was wir zu finden erwarteten. Lord Macaulay lehrt uns: „In jeder Erfahrungswissenschaft ist ein Zug zum Fortschritt; in jedem menschlichen Wesen liegt ein Drang nach Verbesserung seiner Lage.“ Man sollte erwarten, dass bei dem Zusammenwirken dieser beiden Triebfedern, fortwährend und überall, „die Menschheit im Sturmschritt vorwärts treibt“. In der That, wenn wir den beweisbaren Fortschritt nur in dem oben beschriebenen Sinne nehmen, so können wir sagen, dass die Natur jeden einzelnen Schritt belohnt. Jedermann, der eine ihm und seiner Umgebung nutzenbringende Erfindung macht, wird sich wahrscheinlich selbst besser befinden und bei seiner Umgebung in der Achtung steigen. Wir können also sagen, dass die Hervorbringung neuer Dinge, welche „dem Leben des Menschen dienlich und erspriesslich für seinen Besitz“ sind, dem Hervorbringer eine Vermehrung an Glücksgütern meistens einbringen wird. Noch heute ist sicherlich der Lohn dafür oft ungeheuer gross; eine Verbesserung in der Form einer guten Stahlfeder, eine neue Art, Kleider bequemer und billiger herzustellen, hat Leuten zu grossem Reichthum verholfen. Und es ist dieselbe Art von Prämie für industrielle Verbesserung in der frühesten Zeit wie heutzutage, wenn auch die erreichbaren Vortheile in jenen Urzuständen der Gesellschaft im Vergleich mit denen einer fortgeschrittenen Gesellschaft höchst armselig sind.

Die Natur gleicht einem Schulmeister; wenigstens darin, dass sie ihre schönsten Prämien in ihren höchsten und unterrichtetsten Klassen vertheilt. Allein auch in der urältesten Gesellschaft hilft die Natur demjenigen, welcher sich selbst hilft, und sogar in bedeutendem Masse.

Alles dieses hätte den Fortschritt der Menschheit — wenigstens in unserer eingeschränkten Auffassung des Begriffs — ausserordentlich leicht verallgemeinern müssen, aber in der That ist jeglicher Fortschritt ungemein selten. Als eine Regel (das ist schon früher betont worden) gilt, dass der Zustand der Stabilität der verbreitetste in der Menschheit ist, soweit wir diesen überhaupt aus der Geschichte kennen, und dass der Fortschritt als eine seltene und gelegentliche Ausnahme betrachtet werden muss.

In einer Nation, welche Geschichte schreibt, muss schon vor Anbeginn der Geschichte ein grosser Fortschritt stattgefunden haben; ohne einen solchen könnte es keine Geschichte geben. Es ist ein grosser Vorsprung in der Civilisation, diese Fähigkeit, die gewöhnlichen Vorgänge des Lebens zu beschreiben, aber bei näherer Prüfung würden wir finden, dass der blosse Wunsch einer solchen Beschreibung mindestens ein ebenso grosser Vorsprung ist. Nur sehr wenige Rassen haben diese eine Stufe des Fortschritts erstiegen; sehr wenige sind nur der geringsten Art von Geschichtsbildung fähig gewesen, für die meisten Nationen käme eine

Geschichtschreibung wie die des Thucydides gleich der Kunst, einen Planeten zu bauen. In den ältesten Berichten finden wir die meisten Rassen unfähig, Geschichte zu bilden; ohne Entwicklung sind sie heute unverändert, was sie damals waren.

Warum haben nun aber jene (wie uns scheint) so einleuchtenden und natürlichen Ursachen des Fortschritts nicht ebenso augenscheinliche und natürliche Wirkungen hervorgebracht? Warum sind die wirklichen Schicksale der Menschheit so ganz andere als wir vermuthen sollten? Das sind die Fragen, die ich in diesen Blättern nach verschiedenen Richtungen aufgeworfen habe, und das Folgende die Grundzüge der Lösung, welche ich bestrebt war, annehmbar zu machen.

Der Fortschritt der Menschheit erfordert zu seiner Bethätigung das Zusammenwirken vieler Menschen. Die Erfindungen eines Menschen oder einer Familie können, das ist klar, nur begrenzter Art sein. Wäre dies auch nicht so, ein einzelner Fortschritt liesse sich niemals nachweisen. Die roheste Form einer zusammenwirkenden Gesellschaft, der geringste Stamm mit der schwächsten Regierung ist so viel stärker als der isolirte Mensch, dass ein solcher (wenn er überhaupt je in einer Mensch zu nennenden Form existirt hat) schwerlich lange existirt haben könnte. Die erste Grundregel ist also, dass eine fortschreitende Entwicklung nur in „zusammenwirkenden Gruppen“ stattfinden kann; ich könnte sagen, in „Stämmen“ oder „Nationen“,

aber ich brauche den ungewohnten Ausdruck, weil nicht jeder gleich einsehen möchte, dass Stämme und Nationen „zusammenwirkende Gruppen“ sind, dass eben diese Eigenschaft allein ihnen ihre Bedeutung gibt. Wenn eine Gesellschaft nicht eine starke zusammenwirkende Verbindung bildet, so wird sie von einer andern Gesellschaft, die in solcher Verbindung lebt, unterdrückt und ausgerottet. Und die zweite Grundregel ist, dass die einzelnen Glieder solcher Gruppe untereinander ähnlich genug sein müssen, um sich gegenseitig leicht und gern unterstützen zu können. Das Zusammenwirken in allen derartigen Verhältnissen hängt von einer zum Gefühl gewordenen Einheit von Herz und Geist ab; eine solche Einheit wird aber nur gefühlt, wo ein hoher Grad wirklicher Uebereinstimmung in Verstand und Empfindungen vorhanden ist, wobei es nicht darauf ankommt, in welcher Weise diese Uebereinstimmung erlangt worden ist.

Dieses nothwendige Zusammenwirken und diese erforderliche Uebereinstimmung ist meiner Ansicht nach die Frucht der stärksten Zwangsherrschaften (wenigstens würden wir sie dafür halten) und der furchtbarsten Tyrannei, die je unter Menschen bekannt war: der Gewalt feststehender Gebräuche. In ihrer frühesten Periode ist dies keine angenehme Macht, — keine „Rosenwasser-Gewalt“, wie Carlyle sagen würde, sondern eine starre, unablässige und unerbittliche Disciplin. Und die Disciplin hat oft einen sehr kindischen Ursprung,

indem sie mit einem zufälligen Aberglauben und localen Vorfällen beginnt. Kapitän Palmer sagt von den Fidschi-Insulanern: „Diese Leute sind wirklich sehr conservativ. Eines Tags ging ihr Häuptling, gefolgt von einem langen Zug seiner Leute, über einen Gebirgspfad; plötzlich stolpert der Häuptling und fällt, und sofort thun alle seine Leute dasselbe mit Ausnahme eines Mannes, der von den andern zur Rede gestellt wurde, ob er sich für etwas Besseres halte als den Häuptling.“ Was kann es Schlimmeres geben als ein Leben, das von einer solchen Art von Gehorsam, von solchem Nachahmungszwang beherrscht wird? Dies ist allerdings ein schlechtes Beispiel, aber das Wesen des Gewohnheitsgesetzes ist überall, wo wir es in seinen Anfängen finden, das eines rohen, nur ab und zu verständlichen Gebrauchs, der in unerklärlicher Weise entsteht, dessen Bestimmungen sich nicht begründen lassen, der dennoch einen jeden in fast allen seinen Handlungen mit unbeugsamer Faust lenkt und beherrscht.

Die Nothwendigkeit der Bildung solcher zusammenwirkender Gruppen durch das Festhalten an vorgeschriebenen Gebräuchen erklärt uns die starre Absonderung in den frühesten Zuständen der Gesellschaft. Es steht fest, dass alle grossen Nationen sich abgeschlossen in sich und gleichsam im geheimen vorgebildet haben. Sie hielten alle zerstreuenden Einflüsse von sich fern. Griechenland, Rom, Judäa gaben sich ihre eigene Gestaltung;

der Abscheu vor Menschen einer andern Rasse und einer andern Sprache ist eine ihrer ausgeprägtesten Eigenthümlichkeiten und sicher ihre stärkste gemeinsame Eigenschaft. Und für das, was in jenen Zeiten noth that, war der Instinct der beste Führer. Der Verkehr mit fremden Völkern erschütterte und zerstörte die festen Satzungen, die den Staaten einen bestimmten Charakter verliehen, und verursachte somit eine Erschlaffung der geistigen Spannkraft und Unbestimmtheit im Entschliessen und Handeln; das lebendige Beispiel eines erlaubten Unglaubens hebt die bindende Gewalt religiöser Gebräuche auf und zerreisst die socialen Bande.

So begreifen wir den Nutzen einer Art „vorbereitender“ Epochen für die Gesellschaft, einer Zeit, in der Handel und Verkehr schädlich wirkten, weil sie zerstreuende Ideen in Gemeinschaften verpflanzen, die mit sich selbst genügend beschäftigt waren, weil sie „fremden Geist an fremde Küsten tragen“. Und wie der Handel, den wir jetzt für ein unschätzbares Gut halten, damals ein furchtbares Uebel, ein zerstörendes Unheil war, so haben in jener Zeit Krieg und Eroberung, die wir heutzutage allgemein und mit Recht als grosse Uebel betrachten, häufig grosse Vortheile und ganz eigene Wohlthaten herbeigeführt. Nur durch den Wettkampf konnten schlechte Gebräuche ausgerottet, gute verbreitet werden. Der Sieg ist der Preis, den die Natur jenen Völkercharakteren verleiht, deren eigenthümliche Gebräuche sie am besten befähigt haben,

im Kriege zu gewinnen; und in den meisten materiellen Beziehungen sind auch die siegenden Nationalcharaktere wirklich die bessern; es sind solche, denen auch wir den Sieg wünschen müssten.

In ähnlicher Weise haben die besten staatlichen Einrichtungen ein natürliches Uebergewicht über schlechte. Der erste grosse Sieg der Civilisation bestand in der Ueberwindung von Nationen mit lockern Familienbanden, in denen die gesetzliche Abstammung nach der Mutter allein Geltung hat, durch Nationen mit ausgeprägtem Familienleben, wo die Vaterschaft für die Abstammung massgebend ist. Solche feste Familien sind eine bessere Basis für kriegerische Zucht als jene schlechtverbundenen, die kaum Familien sind, da die Vaterschaft bei ihnen keine staatliche Bedeutung hat und nur die Mutterschaft, als physische Thatsache, genügende Sicherheit zur Begründung von Rechten bietet. Die Nationen mit durchgeführtem festem Familiensystem haben „die Erde in Besitz genommen“, das heisst, sie haben die besten Gegenden in den am stärksten begehrten Theilen genommen und jenen Nationen mit lockern Familienbanden nur Gebirgsländer und abgelegene Inseln übriggelassen. Das Familiensystem, und zwar in seiner höchsten Form, ist so ausschliesslich und allein das System der Civilisation, dass die Literatur kaum ein anderes anerkennt; und hätten wir nicht so viele lebende Beispiele von zerstreuten Gemeinschaften, die „nach dem Muster einer ältern Welt gemodelt“ sind, wir

würden kaum glauben, dass etwas unserer ganzen Erfahrung und Denkweise so Widersprechendes überhaupt möglich sei. Nach solchem Beispiel der Lückenhaftigkeit augenscheinlicher Beweise ist es im Verhältniss leicht zu glauben, dass Hunderte von seltsamen Einrichtungen untergegangen sind und nicht nur kein Denkmal, sondern auch nicht die geringste Spur oder Fährte zurückgelassen haben, welche zu einer Vorstellung von ihrem Wesen verhelfen könnte.

Ich kann mich hierüber nicht länger verbreiten, aber in ähnlicher Weise haben die bessern Religionen, wenn ich so sagen darf, grosse materielle Vortheile im Vergleich mit den schlechtern gewährt. Sie haben den Menschen eine Art Vertrauen zur Welt gegeben. Der Wilde, der von niedrigem Aberglauben beherrscht wird, fürchtet den geraden Weg durch das Leben; — er kann dieses und jenes nicht thun, weil es Unglück bedeutet, oder er muss ein Drittes thun, weil es Glück verheisst, oder er darf überhaupt nichts thun, bis seine Götter gesprochen und ihm zu handeln erlaubt haben. In den höhern Religionen gibt es keine ähnliche Knechtschaft, keine ähnliche Furcht. Der Glaube des Griechen

εἰς ὁλῶνός ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης,

der Glaube des Römers an die Götter Roms, die stärker sind als alle andern Götter; der Wahlspruch von Cromwell's Soldaten, dass sie nur „auf Gott vertrauen und das Pulver trocken halten“ müssen,

sind bedeutsame Stufen auf der Leiter des Fortschritts, wenn wir den Begriff Fortschritt im engern Sinne beibehalten. Sie befähigten ihre Anhänger, „die Welt zu nehmen wie sie ist“, ohne sich auf ihrem Lebenswege von wesenlosen Meinungen leiten oder durch mystischen Zweifel aufhalten zu lassen; was sie zu thun fanden, vermochten sie mit ganzer Kraft zu thun. Und noch directer üben diejenigen Religionen, welche ich die „kraftverleihenden“ nennen möchte, weil sie mit Nachdruck die männlichen Tugenden, Muth, Wahrhaftigkeit und Fleiss, empfehlen, einen sichtbarlich stärkenden Einfluss auf die ihnen ergebenden Rassen aus und machen diese zu siegenden und herrschenden Rassen.

Ohne Zweifel sind viele Arten elementarer Vervollkommnung verderblich für das Kriegswesen. Ein feines Gefühl für das Schöne, Liebe zum Nachdenken, überhaupt der Hang, die Kraft des Geistes auf Kosten der körperlichen Kräfte auszubilden, machen in verschiedenen Graden den Menschen weniger tauglich für den Krieg als er ohne sie sein würde. Aber dies sind auch Vorzüge anderer Zeiten. Die erste Aufgabe der frühesten Zeiten ist, die Menschen in starke Verbände mit starren und rauhen Sitten einzuzäunen; der unaufhörliche Kampf der Völker bringt dies am besten zu Wege. Jede Nation ist eine durch unumstössliche Gebräuche verbundene „erbliche, zusammenwirkende Gruppe“; diejenigen Gruppen sind die herrschenden, welche die am festesten zusammenhaltenden und am

meisten Kraft verleihenden Gebräuche haben, daher solche Gebräuche vorläufig als die besten gelten müssen. Denn die Mehrheit der „Gruppen“, welche siegen und herrschen, ist besser als die Mehrheit derjenigen, welche unterliegen und untergehen. Das ist der Weg, auf welchem die erste Menschheit zur Verbesserung ihrer Zustände und zum Fortschritt gelangte.

Diese frühe, unter der Herrschaft strenger Gebräuche lebende Welt hat sich jahrtausendelang erhalten. Die Anfänge der Geschichte schildern uns grosse Monarchien, jede aus Hunderten solcher Stammgruppen bestehend, die sich alle ein unberechenbares Alter zuschreiben und sicherlich durch viele Generationen hindurch bestanden haben. Die erste historische Welt erscheint uns nicht wie etwas neu Erstandenes, sondern wie etwas sehr Altes, und nach unsern Voraussetzungen ist es nothwendig, dass sie eine lange Vorzeit gehabt. Wenn die menschliche Natur allmählich vervollkommnet werden sollte, so musste jede neue Generation etwas zahmer, ruhiger, culturfähiger geboren werden, sie musste mit einem Wort gesetzmässiger sein als die vorhergegangene; solche Entwicklung durch Vererbung geht aber langsam und unsicher von statten. Denn wenn auch einige wenige, sehr begabte Menschen einen bedeutenden Vorsprung gewinnen können, die Masse einer jeden Generation vermag ihre Vorgängerin nur wenig zu übertreffen, und selbst der geringe Vorzug, der so erworben

wird, ist häufig der Gefahr der Vernichtung durch eine Art geheimnissvollen Atavismus oder Rückschlag, ein seltsames Zurückverfallen in Formen einer rohern Vergangenheit, ausgesetzt. Lange Zeiten ermüdender Einförmigkeit stehen im Anbeginn der Geschichte aller menschlichen Staatenbildungen, aber diese Zeiten waren für die Menschheit nicht verloren; in ihnen vollzog sich die Entwicklung des verhältnissmässig sanften und lenkbaren Wesens, das wir jetzt die menschliche Natur nennen.

Die grösste Schwierigkeit aber liegt nicht in der Erhaltung einer solchen Welt, sondern in dem Abthun derselben. Das Joch der festen Gebräuche wurde den Menschen auferlegt, um sie zu fördern, und nun erstarrten diese Gebräuche und blieben bestehen. In tausend Fällen, ja in der grössern Mehrzahl der Fälle, ist die Entwicklung der Menschheit in dieser ihrer frühesten Gestalt festgehalten worden; sie ist einbalsamirt worden in einer mumienartigen Nachahmung ihres Urzustandes. Ich habe zu schildern versucht, in welcher Weise, wie langsam und in wie wenigen Fällen dieses Joch der Sitte abgeschüttelt worden ist. Es war die „Regierung der Erörterung“, welche die Fesseln der Jahrtausende zerbrach und das ursprüngliche Wesen der Menschheit in Freiheit setzte. Dann, und nur dann, konnten die Factoren, welche nach Macaulay den Fortschritt sichern, ihr Werk beginnen; erst dann erlangt „der Trieb eines jeden Menschen, seinen Zustand zu verbessern“, Bedeu-

tung, weil dann jeder Mensch seinen Zustand verändern kann, während er vorher durch den Zwang alter Sitten gleichsam festgespiesst war; dann erst beginnt in jeder mechanischen Kunst das Streben nach Vervollkommnung mächtig zu werden, weil nun endlich dem Künstler erlaubt ist, Vervollkommnung zu suchen, nachdem er durch undenkliche Zeiten gezwungen war, in den engen Schranken eines hergebrachten Verfahrens zu bleiben.

Sobald diese grosse Stufe einmal erstiegen ist, üben alle oder fast alle höhern Gaben und Vorzüge der Menschheit eine schnelle und entscheidende Wirkung zu Gunsten des „nachweisbaren Fortschritts“ aus. Der Erfolg im Leben hängt, wie wir gesehen haben, mehr als irgendetwas von „belebter Mässigung“ ab, von einer gewissen Vereinigung geistiger Thatkraft und geistigen Ebenmasses, die schwer zu erreichen, schwerer zu erhalten ist. Und diese hervorragende Tugend wird von allen edlern Gaben der Menschheit unterstützt. Es ist eine Thatsache, durch viele Beobachtungen festgestellt, dass guter Geschmack und richtiges Urtheil, so oft sie auch getrennt vorkommen, doch meistens zusammengehen, und besonders, dass ein Mensch mit rohem Geschmack, wenn er auch zeitweise richtig und klug handelt, doch früher oder später einmal einen groben Fehler im praktischen Leben begeht. Geschmack und Urtheilskraft schliessen auch das ein, was man „Gleichgewicht des Geistes“ nennt, das ist die Macht der wahren Passivität, die

Fähigkeit auszuharren, bis der Strom der Eindrücke, gleichviel ob dem Leben oder der Kunst entsprungen, seinen Lauf geendigt und dem Geist sein volles Bild eingeprägt hat. Menschen ohne Urtheil und ohne Geschmack sind stets übereifrig, sie regen sich zu schnell und machen das Bild verschwommen. In dieser Weise ist die Vereinigung eines zarten Schönheitssinnes und edeln Masses im Betragen eine natürliche, weil sie auf dem gemeinsamen Besitz einer edeln Kraft beruht, wenngleich in der That diese Einheit oft zerstört werden dürfte. Ein Strudel von Mächten und Eigenschaften treibt den Menschen im Leben und Handeln, die auf dem ruhigern Gebiet der Kunst kaum empfunden werden. Daher trägt die Bildung des Geschmacks zur Verfeinerung des Urtheils bei und bietet so eine wesentliche Stütze in dem verwickelten Treiben unserer civilisirten Welt. Ebenso liesse sich an Hunderten von Beispielen zeigen, wie die zarteren Seiten der Religion diese „Mässigung“ verbreiten, welche im allgemeinen und in der Regel für dauerndes Glück so wesentliche Bedingung ist, wenn wir auch den Begriff des Glücks nur in seinem engsten, sehr zeitlichen Sinne nehmen. Viele edle geistige Geschmacksrichtungen üben auch diese zurückhaltende Wirkung aus, indem sie die lüsterne Gier nach den materiellen Genüssen des Lebens hemmen, welche Menschen und Völker in der Hast nach Reichthum und Ruhm viel, aber das Viele schlecht zu thun treibt, und sie schliesslich in Armuth und Verachtung sinken lässt.

Es ist nicht nothwendig, dies weiter auszuführen. Das Princip ist uns jetzt klar. Obgleich diese bessern und höhern Gaben der Menschheit zuerst in der Periode der Rassenkämpfe Hemmnisse sind, gehören sie in einem spätern Zeitalter doch zu den grössten Hilfsmitteln und Vorzügen; sobald die auf freier Erörterung beruhenden Regierungen stark genug geworden sind, um den Nationen eine feste Existenz zu sichern, sobald erst die starre Satzung der alten Sitten durchbrochen und die schlummernde Erfindungskraft der Menschen erwacht ist; dann zum ersten mal, aber erst dann, treten fast alle menschlichen Fähigkeiten ans Licht und beginnen ihr Theil beizutragen zur Entwicklung und Förderung und auch zu dem, was wir „nachweisbaren Fortschritt“ genannt haben. Das ist auch der eigentliche Sinn aller Lobreden auf die Freiheit. Freiheit ist die Macht, welche Kraft und Wachsthum gewährt, das Licht und die Wärme des politischen Lebens. Und wenn auch irgendein „Cäsarismus“ zuweilen eine eigenthümlich neue Geistesrichtung darstellt, so geschieht dies nur, weil es ihm gelungen ist, sich die Früchte einer vergangenen freien Epoche oder die Vorzüge benachbarter freier Länder selbständig anzueignen. Selbst diese Originalität aber ist nicht von Dauer und muss nach kurzer Zeit, vielleicht nach einer oder zwei Generationen, nothgedrungen ihre Bedeutung verlieren.

Eine ganz vollkommene Untersuchung aller Bedingungen des „beweisbaren Fortschritts“ würde

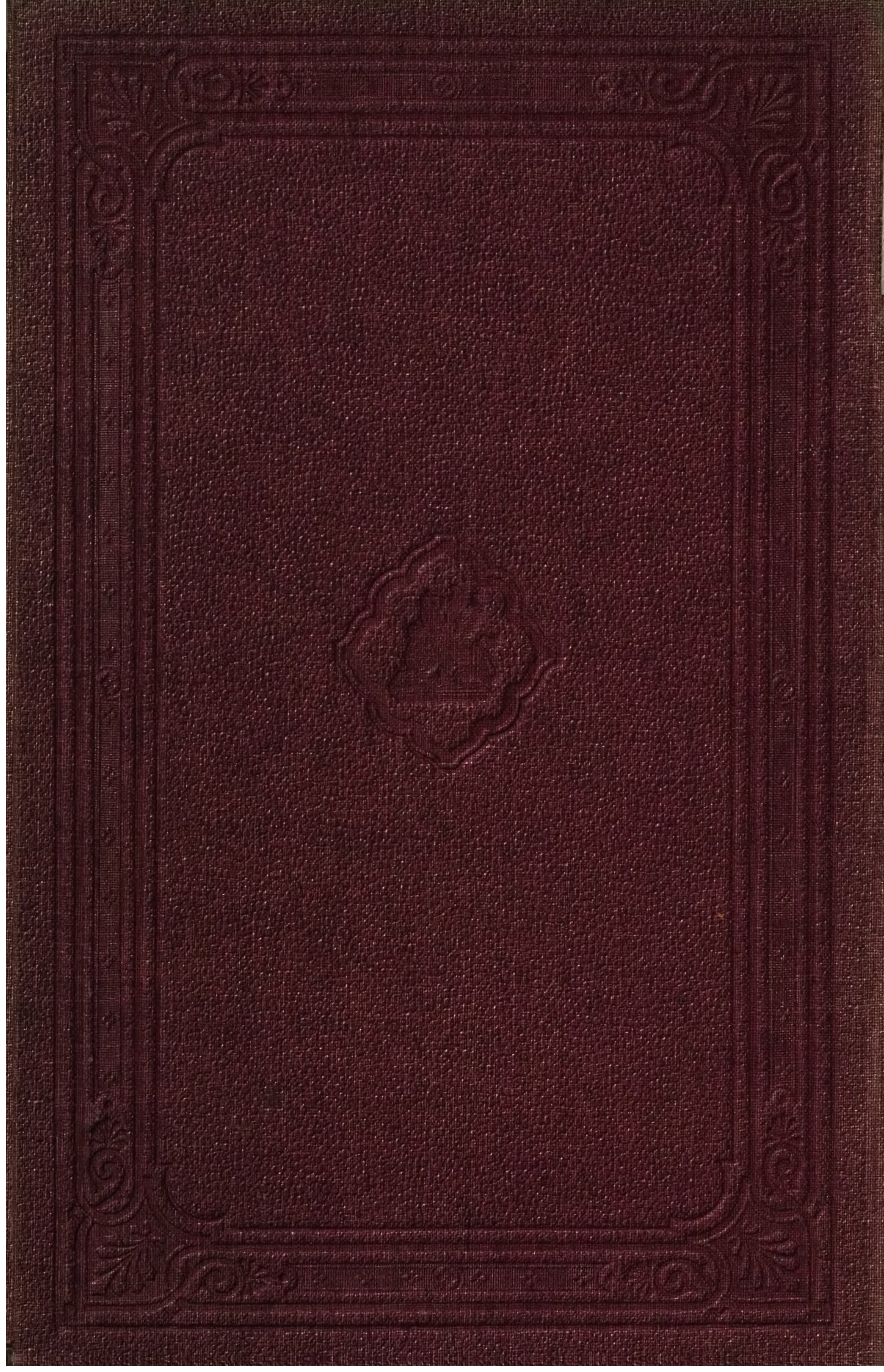
noch viele Auseinandersetzungen erfordern. So hat, beispielsweise, die Wissenschaft ihre besondern Geheimnisse. Trägt doch die Natur ihre nützlichsten Lehren nicht auf der Stirn geschrieben; sie verräth ihre ergiebigsten Geheimnisse, diejenigen, welche die grössten Reichthümer gewähren, nur denjenigen, welche langwierige vorbereitende Denkarbeit durchgemacht haben. Jemand die „Gesetze der Bewegung“ klar zu machen, ist nicht leicht, auch die einfachsten Aufgaben der abstracten Dynamik sind für die meisten schwer zu erfassen. Democh beruhen gerade auf diesen, sozusagen, fernerliegenden Untersuchungen die Schiffahrtskunde, die Astronomie und die Kenntniss der Gesetze der Bewegung. Aber keine Nation hatte vorher ahnen können, in welcher sonderbaren Weise so grosse Geheimnisse entdeckt werden mussten. Viele Nationen, die auf eine falsche Bahn gerathen sind, können daher durch andere, nicht besser geartete, die zufällig auf die richtige Fährte gestossen sind, in der Cultur überholt werden. Wenn es kein Eisenbahncursbuch gäbe und niemand die Abfahrtszeit der Züge wüsste, so brauchte ein Mann, welcher zufällig den Schnellzug erreicht, nicht klüger und geschickter zu sein, als ein anderer, der ihn verpasst; dennoch würde ersterer mehrere Stunden früher am Ziel der Reise ankommen. Und wenn ich richtig sehe, so war es mit der Wissenschaft unserer Vorfahren oftmals ebenso. Sicherlich müsste festgestellt werden, ob dies sich so verhält oder nicht, ehe eine vollkom-

mene Theorie des „beweisbaren Fortschritts“ dargestellt werden könnte; die Bedingungen des Fortschritts in den physischen Wissenschaften müssten erst völlig klargelegt sein; es ist in die Augen fallend, dass die Fortschritte im materiellen Leben nur erklärt werden können, wenn man weiss, wie Bequemlichkeit und Genussmittel erkannt und entdeckt werden. Ferner würde zu einer ausführlichen Erörterung des Fortschritts oder des Verfalls eine eingehende Analyse der Wirkungen natürlicher Einflüsse auf den Menschen und des Wechsels dieser Einflüsse nothwendig sein. Doch das sind Dinge, die ich hier nicht in Angriff nehmen kann; die Lösung so grosser Aufgaben will besonders vorgenommen sein. Ich fühlte mich nur gedrungen, das, was ich für die politischen Vorbedingungen des Fortschritts und besonders des ersten Fortschritts der Menschheit halte, hier klarzumachen. Ich that dies um so lieber, als der Gegenstand bisher ungenügend untersucht worden ist, sodass meine Ansichten, selbst wenn sie sich als irrig erweisen sollten, durch Anregung zu neuen Erörterungen andere, die besser und wahrer sind, hervorgerufen können.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





Bagehot, Walter

Der Ursprung der Nationen Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen
Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen

Leipzig 1874

Bamberg, Staatsbibliothek -- Pol.o.120-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11764564-5